rm.
e

P. o. germ. Goswin
499 of
Fiche

8° P. o. germ. 499 07

Heinrich Goswin

eines noch lebenden Mannes

Leben und Schicksale.

Stuttgart,
bey Erhard und Löflund.
1792.

1270

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Goswins Geburt und erste Erziehung.

Daß ich nicht auf diese Erde hingezaubert worden bin, (wiewohl Zauberey eine zu unsern Zeiten sehr begreifliche Kunst ist,) sondern daß ich mein Daseyn beyden Geschlechtern zu verdanken habe, läßt sich, ohne in weitläuftige Untersuchungen sich einzulassen, leicht begreiffen. Ich hätte also dieses Kapitel, meiner kurzen Geschichte unbeschadet, ganz weglassen können. Da es aber einmal Mode ist zu sagen, wie? wo? und von wem? man sein gegenwärtiges Seyn bekommen, so halte ich es für meine Pflicht, gleich zu Anfang dieses Büchelchens etwas weniges hierüber zu sagen. Die erste Frage brauche ich wohl meinen Lesern nicht zu beantworten, da, wie bekannt, diese

Kleinigkeit in den ersten Unterricht der Kinde gehört — Die zweyte und dritte werden gleich beantwortet werden.

Ich war, leider! eins von den unglücklichen Kindern, zu deren Aeltern noch kein Priester die frölichen Worte: ego conjungo vos! gesprochen hatte, und denen das Schicksal, den süßen Namen: Vater, zu nennen, untersagt hat. Aus einem ausgesetzten Kinde, wird, wie bekannt, nicht viel gemacht, und es hat sich Glück zu wünschen, wenn es nur noch Pflegeältern findet, die nicht ganz Tyrannen sind. Ich wurde bald nach meiner Aussetzung einem Paar gemeinen Bürgersleuten in einer kleinen Stadt zur Verpflegung übergeben, mit deren drey Kindern ich wie gewöhnlich erzogen wurde. Bis in mein achtes Jahr hielt' ich diese Leute immer für meine leiblichen Aeltern. Ich wußte von keinem andern Namen als Heinrich, welches mein Vorname war. In dem erstgenannten Jahre meines Alters hielte man es für rathsam, mich in die Schule zu schicken. Meine Lehrer und Kameraden nannten mich Goswin, welcher Name mir ganz wunderbar vorkam. Ich hielte diese Benennung

nung für etwas schimpfliches, daher ich nach geendigten Schulstunden voller Betrübniß und mit thränenden Augen zu meinen Aeltern gieng und ihnen sagte, was für einen fremden und schimpflichen Namen man mir gegeben habe.

„Heinrich! Heinrich! mache mir keine Flausen, oder hol' mich alle — du kennst mich, wenn ich toll werde!" —

Dieß war die trostvolle Antwort Meister Kattmanns; so hieß mein Pflegevater. Es war ein hitziger und unvernünftiger Mann, der statt einer vernünftigen Zurechtweisung alles mit Prügeln auszumachen glaubte. Ich habe, seit dem ich sein Pflegesohn zu seyn das Unglück hatte, so viel unnöthige und unverdiente Schläge aushalten müssen, daß ich es nicht beschreiben kann. Ja, hätte nicht unserer Wohnung gerade gegenüber ein gutdenkender rechtschaffener Sekretair gewohnt, der mich oft von meiner schmerzhaften Behandlung befreyte, ich weis nicht, ob ich noch da seyn würde. Dieser gute Mann kam mir allemal, wenn er mich schreyen hörte, zu Hülfe, und dann hörte meine Strafe gewöhnlich auf.

Da ich also meinem Vater meinen Kummer entdeckt hatte, und ich, nach seiner rauhen Sprache und Miene zu urtheilen, nichts gutes erwarten konnte; so setzte ich mich stillschweigend auf eine Bank und wollte meiner Betrübniß durch Thränen Luft verschaffen. In dem Augenblikke trat meine Mutter zur Stubenthüre herein, und da sie mich weinen sahe, fragte sie, was mir übels begegnet wäre? Mit Schluchzen wiederholte ich das, was ich erst meinem Vater gesagt hatte. War der Vater sehr auf mich zornig, so war es die Mutter jetzt noch vielmehr; denn nun fieng sie an, so auf mich zu schimpfen, und mir solche Vorwürfe zu machen, daß ich deutlich wahrnehmen konnte, wer ich eigentlich sey, und wie ich unter ihre Aufsicht gekommen. Beyde hielten nicht meinen mir so zuwider scheinenden neuen Namen, sondern das Lernen in der Schule, für die Ursache meines Kummers. Ich mußte indeß doch meine Schulstunden fleissig besuchen, und mich Goswin nennen lassen, so sehr mir auch Anfangs dieser Name zuwider war. In dieser Schule, in welcher übrigens alles äusserst mechanisch und nach dem alten Schlendrian betrieben wurde, lernte ich bald

so viel, daß meine Lehrer sehr wohl mit mir zufrieden waren. Am Rechnen und Schreiben fand ich das größte Vergnügen, nur wurde mir dasselbe sehr oft dadurch verbittert, daß meine Pflegeältern mir nicht hinlänglich Schreibematerialien dazu geben wollten. Einstens bat ich mir etwas weniges Geld zu einigen Bogen Papier von ihnen aus: aber mein Pflegevater, der ein Schneider war, nahm seine Elle, und prügelte mich damit so derb aus, daß man von Eisen und Stahl hätte seyn müssen, wenn man nicht hätte schreyen sollen. Dieses Schreyen drang zum größten Glükke in meines Nachbars, des Sekretairs, Ohren, und nöthigte ihn, mir beyzuspringen. Als er sich nach der Ursache meiner Bestrafung bey meinem Pflegevater erkundiget hatte, gab ihm dieser zur Antwort: „der infame Schmierteufel plagt mich alle Tage um Geld, bald zu Papier, bald zu Federspulen, bald zu Dinte — das Geld fällt mir zu solchen Lappalien doch auch nicht zum Fenster herein.“

„Heinrich! sagte hierauf der Sekretair zu mir, komme nach einer Stunde auf meine Stube, ich will dir Papier, Schreibefedern und Dinte geben, so viel du brauchst.“

Dieß war ein Trost für mich, der mich aller angethanen Mißhandlungen vergessen machte. Nun forderte ich kein Geld mehr von meinen Pflegeältern, denn der Sekretair, der meinen Fleiß bemerkte, versahe mich mit allem, was ich brauchte, um meinen Wünschen Genüge leisten zu können.

Dieser Herr Trautwein, so hieß der Sekretair, merkte bald, daß meine gröẞte Neigung auf das Rechnen und Schreiben gerichtet war; und ich konnte in der That auch nach einer kurzen Zeit schon ziemlich gute Buchstaben malen. Trautwein brauchte verschiedene Leute, die ihm abschreiben mußten, und denen er für den Bogen etwas gewisses bezahlte. Ich wurde zu der nämlichen Beschäftigung angenommen, und dieser kleine Erwerb feuerte mich an, immer besser und geschwinder schreiben zu lernen. Je mehr ich Bogen liefern konnte, desto angenehmer war es dem Sekretair und desto besser war es auch für mich. Ich hatte ein erstaunlich großes Vergnügen, daß ich mir nun selbst etwas verdienen konnte, und schon fieng ein kleiner Stolz in mir zu entstehen an, der mich andere meines Gleichen, die das nicht

leisten konnten oder wollten, was ich leisten konnte, mit Gleichgültigkeit ansehen ließ.

Zweytes Kapitel.

Die Noth macht erfinderisch.

Ob mir Trautwein gleich sehr viel abzuschreiben gab, und mir also hierdurch manchen Groschen zuwandte: so war dieß doch noch nicht hinlänglich, meine kleinen Bedürfnisse zu befriedigen. Hatte ich einige Groschen gesammlet, so kaufte ich mir ein altes Buch dafür, welches ich eben am nothwendigsten brauchte, und so war mein ganzer Reichthum auf Einmal wieder dahin. Daß ich mir keine neuen Bücher kaufen konnte, versteht sich von selbst. Allein ich konnte es auch nicht leiden, daß meine Bücher so zerlumpt und zerrissen aussahen, sondern ich kaufte mir Anfangs bey einem Buchbinder Pappe, Papier und Kleister, und machte meine Bücher so gut als es werden wollte. Dieß lockte bald andere Kna-

den herbey, die mir ihre zerrissenen Bücher zu binden übergaben. Ich band sie auch, ob ich gleich jetzt noch gar keine Buchbinderwerkzeuge hatte, sondern alles mit einem Messer und einer Nadel verrichtete, und überließ sie meinen Kameraden um einen billigern Preis, als sie der gelernte Buchbinder lassen konnte. Zur Presse diente mir vor der Hand weiter nichts, als meines Pflegevaters große Nürnberger Bibel. Weil dieser doch auch ein Christ heißen wollte, so bekam ich freylich allemal, wenn er gewahr wurde, daß ich das Wort Gottes, wie er sich ausdruckte, so mißbrauchte, eine harte Strafe. Doch überließ er mir diese Bibel, weil er wollte, daß ich alle Tage fleissig darinnen lesen sollte, und vorzüglich die Psalmen, weil sie in der Schule auswendig hergebetet werden mußten. Wie schwer und sauer mir dieses Bücherbinden, ohne die dazu gehörigen Werkzeuge zu haben, werden mußte, läßt sich leicht begreifen. Allein dieses mühsame Geschäft dauerte nicht lange, denn durch einen Zufall erhielte ich ein Buch, welches die vornehmsten Handgriffe des Buchbindens enthielt und welches mir nähern Unterricht hierüber ertheilte. Meine Schwester nämlich

mußte

mußte einstmals für meine Aeltern etwas in einem Gewürzladen kaufen, welches in ein Papier eingeschlagen war. Von ungefähr finde ich dieses Papier in der Küche und lese es. Voller Freude laufe ich zu meiner Schwester und erkundige mich bey ihr, wo sie den Zucker, der in das Papier gewikkelt gewesen, gekauft habe? Sie nannte mir den Krämer; und nun suchte ich so viel altes Papier zusammen, als ich finden konnte, und überbrachte es diesem Krämer mit der Bitte, mir den Rest des Buches, wovon ich ihm das abgerissene Blatt zeigte, dafür zu überlassen. Er that es sehr gerne. Nun eilte ich mit meinem erhaltenen Kleinod vergnügter nach Hause, als Herr D. Bahrdt mit seinem Höllenzwange. Ich ließ nun alles liegen, und durchlas dieses defekte Buch wohl drey= bis viermal hinter einander, um mich recht deutlich von dem Innhalte desselben zu unterrichten. Ich brannte vor Begierde, nur erst die vornehmsten und nöthigsten Werkzeuge zu besitzen. Allein diese waren für mich in meinen jetzigen Umständen ganz erschrecklich theuer. Demungeachtet ließ ich mich von meinem Vorhaben, diese Werkzeuge anzuschaffen, nicht abbringen. Tag und Nacht

 schrieb

schrieb ich für Herrn Trautwein, um das hierzu erforderliche Geld zusammen zu bringen. Nach ungefähr vier Wochen konnte ich meinen Wunsch befriedigen, und nun fieng ich auch an, mehr Geschicklichkeit zu erlangen, und die Bücher viel besser zu binden, als ich es vorher thun konnte. Dieß wurde nicht nur in meiner Vaterstadt, wenn ich sie so nennen kann, sondern auch in den nahe gelegenen Dörfern bald genug bekannt, und wer sich ein Buch wollte binden lassen, kam zu mir, weil man es hier viel wohlfeiler haben konnte. Mein Pflegevater sahe, daß ich hiermit manchen Thaler verdiente, und, hier muß ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er war mir in meinen Geschäften gar nicht hinderlich, weil ich ihm nunmehr mit meinem kleinen Verdienste beystehen konnte. — Ich that es auch sehr gerne, weil ich dieß als das einzige Mittel ansahe, seinen rauhen Sinn zu besänftigen, und manche Mißhandlung von mir abzulehnen. Dadurch brachte ich es so weit bey ihm, daß er mir eine Kammer zu meinem eigenen Gebrauche übergab, weil der Raum in unserer Wohnstube zu klein war. Eines Tages, als ich ganz allein in meiner Kammer war,

kamen

kamen zwey Frauen vom Lande zu mir, davon die eine nach einigen Büchern fragte, die sie für ihre Kinder kaufen wollten. Ich gab ihr die verlangten Bücher; es war ein Psalmbuch, zwey Katechismen und ein Evangelienbuch. Aber wie erstaunte ich, als ich hörte, daß sie kein Geld habe! „Ich habe, fuhr sie unter andern fort, hier ein Pettschaft, welches der vor langer Zeit verstorbene Herr unsers Dorfes meinem Ururgroßvater geschenkt hat, weil er ein so fleißiger und getreuer Unterthan war. Dieser Herr hat meinem seligen Ururgroßvater noch mehrere Kostbarkeiten geschenkt, allein diese sind nicht mehr in unserer Familie; nur dieses Pettschaft ist durch Erbschaft endlich auf mich gekommen. Es ist von gutem Silber und mein ganzer Reichthum. Nehme Er es, mein schöner Herr! und überlasse Er mir diese Bücher dafür. Unser Schulmeister, sieht Er! ist ein sehr böser Mann, und er würde, wenn meine Kinder morgen wieder ohne Bücher in die Schule kämen, sie gewiß sehr übel behandeln."

Ich. Wie viel wird denn dieses Pettschaft ungefähr werth seyn?

Frau

Frau. Das kann ich so genau nicht sagen; allein es wird schon den Werth der Bücher —

Ich. Nun, wenn es gutes Silber ist, so will ich es behalten.

Frau. Das thue Er, mein schöner Herr! Behalte Er es zum Andenken, und wenn Er es braucht, so erinnere Er sich dabey einer armen Frau, deren ganzer Reichthum dieses Pettschaft war: erinnere Er sich sogleich an das schöne Sprüchelchen, das darauf steht —

Ich. Was steht denn darauf? Ich sehe weiter nichts, als die Buchstaben: Pr. In. V. Op. — Wie soll denn das heißen?

Frau. Unser Herr Pfarrer, dem ich es einmal zeigte, sagte, es hieße: Wenn du ohne Neid leben willst, so entdekke dein Glück Niemanden.

Ich. Nun, ich will es behalten, und Ihr diese Bücher dafür geben.

Frau. Aber Er behält es doch zum Andenken?

Ich mußte der Frau versprechen, daß ich es zum Andenken behalten wollte, und nun

gien-

giengen sie beyde mit ihren Büchern fort. Das erste, was ich that, war, daß ich zu Herrn Trautwein gieng, und ihm dieses Pettschaft zeigte. Er sagte mir, daß es wohl den Werth der dafür gegebenen Bücher weit übersteigen könnte, denn es wäre gutes Silber und fein gestochen. Ich fragte ihn, was denn die darauf gestochenen Buchstaben bedeuteten? Allein er konnte mir es nicht eher sagen, als bis ich ihm das, was mir die Frau gesagt, bekannt gemacht hatte. „Haha! rief er aus, nun kann ich dir es erklären. Die Frau hatte ganz recht gesagt. Es sind die lateinischen Anfangsbuchstaben von dem Verschen: Propter Invidiam vela Opulentiam, welches auf Deutsch das ausdruckt, was die Frau gesagt hat. Dieß ist, fuhr er fort, eine sehr weise Lehre, die man genau befolgen muß." Nun so will ich auch, sagte ich, dieses Pettschaft recht werth aufheben. Bey dieser Gelegenheit erfuhr nun auch Trautwein, was für ein Metier mich die Noth gelehrt hatte. Er machte mir hierüber viele Lobeserhebungen und gewann mich immer lieber. Diese Beschäftigungen, denen ich schon in so früher Jugend ergeben war, waren für mich in mancherley Rücksichten

ten von großer Wichtigkeit. Von vielem Bösen und unzähligen Thorheiten, wozu die Jugend so sehr geneigt ist, haben sie mich abgehalten; sie haben mir ein Lebensalter gewährt, das nur wenige erreichen; sie sind die Ursache, daß ich noch als Greis mit jugendlicher Heiterkeit des Geistes und Gesundheit des Körpers ausgerüstet bin, und mich noch aller jener Mühseligkeiten, wofür sie von vielen gehalten werden, mit Vergnügen erinnern kann. Ich beklage mich nicht über meine Jugendjahre, sondern ich schreibe nur so, wie ich mir die Dinge damals vorstellte, als sie mir begegneten.

Drittes Kapitel.

Auch das Böse hat gute Folgen.

Unter solchen Beschäftigungen hatte ich nunmehr das vierzehnte Jahr zurückgelegt. Meine Pflegeältern wollten, daß ich das Schneiderhandwerk erlernen sollte, und daß nunmehr

alles

alles Schulgehen und Buchbinden aufhören müßte. Dieß gieng mir sehr hart ein, denn ich hatte gar keine Lust zu diesem Handwerke. Anfangs legte ich mich aufs Bitten, aber das half nichts; endlich wurde ich hartnäckig, und wollte mich durchaus nicht nach meines Pflegevaters Willen bequemen, sondern ich fuhr fort, die Schule zu besuchen und meine bisherigen Arbeiten fortzusetzen. Allein das half wieder nichts; denn meine Pflegeältern verschlossen mir meine Bücher und Werkzeuge, und fiengen wieder an, mich so zu behandeln, wie sie es vor einigen Jahren zu thun gewohnt waren. Dieß kränkte mich überaus sehr, und da ich zu keinem andern meine Zuflucht zu nehmen wußte, als zu Herrn Trautwein, so gieng ich eines Abends zu ihm und klagte ihm meine Noth. Er bedauerte mich sehr, sagte aber, daß ich wohl in meiner Pflegeältern Verlangen würde willigen müssen, weil ich auf gemeine Unkosten erzogen würde. Ich gab ihm mit aller mir möglichen Bescheidenheit zu verstehen, daß ich dieses nicht thun würde, sondern daß ich, wenn man mir die Schule fernerhin zu besuchen verwehren würde, auf eine andere Schule gehen wollte, um daselbst

zu

zu studiren. Ich bat Herrn Trautwein inständig, mir einen Ort zu sagen, wo ich ungefähr unterkommen könnte, und versprach, daß ich nicht nur in der Schule fleißig seyn, sondern auch ausser derselben alle Stunden zu etwas nützlichen anwenden wollte, um mir das zu verschaffen, was ich brauchte. Trautwein warf einen mitleidigen Blick auf mich und sagte: „Ich weis, daß du dir es sehr angelegen seyn lässest, und glaube auch, daß du es fernerhin thun würdest, wenn man deinen Wunsch erfüllte. Allein du hast gewiß noch nicht darüber nachgedacht, wie elend sich ein armer Studirender behelfen muß; hast nicht bedacht, daß der Bedürfnisse immer mehr werden, je näher man an das Ziel kommt.“ — O diese Bedürfnisse will ich gewiß durch meinen Fleis und gute Einrichtung zu befriedigen suchen, unterbrach ich ihn „Gehe nur hin, fuhr Trautwein fort, und komme Morgen wieder zu mir. Ich will sehen, was ich thun kann.“ Den folgenden Abend gieng ich wieder zu ihm. „Lieber Goswin, redete er mich an, ich habe es nicht so weit bringen können, daß man dir erlaubt hätte, das Gymnasium fernerhin zu besuchen. Die Ursachen

will

will ich dir nicht hererzählen. Allein ich will mich deiner annehmen. Ich habe in S. ein anderes einträglicheres Amt erhalten, und gehe in einigen Wochen dahin ab, um bey meinen Anverwandten in meiner Vaterstadt mein Leben zuzubringen. Deine Pflegeältern sind jetzt in einen schlimmen Handel verwickelt, und es kann auf alle Fälle nicht gut mit ihnen ablauffen. Ich will dich, sobald ich meine Einrichtung in S. getroffen haben werde, zu mir holen lassen, dich in mein Haus aufnehmen, und dich das dasige Gymnasium besuchen lassen. Verlasse dich aber nicht zu sehr auf meinen Beystand, und werde etwa in deinem Studiren träge, sondern denke, als hättest du gar keine Unterstützung — denke, daß man in einem einzigen Augenblicke ganz andern Sinnes werden kann." — Wer war froher, als ich! Ich konnte Anfangs gar keine Worte finden, um meinem Wohlthäter zu danken. Trautwein trat zur bestimmten Zeit sein Amt in S. an, und ich erwartete nun mit großem Verlangen die Stunde, in welcher ich zu ihm gebracht werden sollte. Nach einigen Wochen erschien sie. Ich machte des Nachts alle meine Habseligkeiten zusammen, und trug sie früh

in der Dämmerung auf ein nahes Dorf, wo ein Wagen meiner wartete. Weder meine Pflegeältern noch irgend Jemand wußten etwas von meiner Flucht, denn Trautwein wollte, daß es Niemand erfahren sollte. So langte ich nach einer anderthalbtägigen Reise in S. bey Herrn Trautwein an, der für mich so väterlich besorgt war.

In Trautweins Hause lebte ich nun recht vergnügt und zufrieden. Ich konnte mit mehrerer Ruhe studiren, nebenher manchen Thaler Geld verdienen und mir dafür allerley nützliche Bücher anschaffen. Trautwein hatte weder Frau noch Kinder, und ich wurde von ihm wie sein eigener Sohn gehalten. Dieses besondere Wohlwollen gegen mich brachte mich manchmal auf ganz besondere Gedanken und Muthmassungen, die freylich falsch waren, wie die Folge lehren wird. Ich liebte ihn, wie meinen Vater, und er hatte nie Ursache, über mich zu klagen. Ich kann mich keiner einzigen mißvergnügten Stunde erinnern, die ich ihm mit Wissen und Willen verursacht hätte. Ein einzigesmal war er verdrießlich, wovon ich doch eigentlich die Ursache war. Es lebte nämlich in meiner

ner Vaterstadt ein einziger Buchbinder, der ein äusserst neidischer Mann, und noch überdiß ein Rathsherr war. Dieser sahe, daß die meisten Schüler und Einwohner der Stadt ihre Bücher bey mir und nicht bey ihm, binden ließen. Dieß verdroß diesen Menschen so sehr, daß er mein ärgster Feind wurde, und mich auf allen Bierbänken, auf welchen sich dieser wohlbeleibte Rathsherr und Buchbinder weidlich herumwälzte, als seinen Brodtdieb bekannt machte. Da dieses Betragen weder die Leute, die bey mir binden ließen, noch mich nur im mindesten beunruhigte; so verklagte er mich bey allen, wo ich nur angeklagt werden konnte, und verlangte, daß man mir fernerhin Bücher zu binden untersagen möchte. Allein er wurde von jedem abgewiesen. Hierauf wollte er sich an Herrn Trautwein rächen, der mein Unternehmen allenthalben billigte. Trautwein wurde zwar hierüber etwas verdrießlich, suchte den Buchbinder aber bald zum Schweigen zu bringen.

Viertes Kapitel.

Goswins Abreise von S.

Von den kleinen glücklichen oder unglücklichen Vorfällen und Begebenheiten, die mir in meiner Vaterstadt und in S. begegneten, will ich weiter nichts erzählen, indem sie für manchen meiner Leser zu wenig Interesse haben könnten. Nur dieß muß ich noch sagen, daß ich alle Classen des Gymnasiums in S. durchwandert und mit Bewilligung meiner Vorgesetzten und ihren guten Wünschen entlassen worden bin. Ich hatte mich entschlossen, nach L. auf die Universität zu gehen, um da mein Studiren fortzusetzen. Es war gewöhnlich, daß man, ehe man das Gymnasium verließ, zu den Vornehmsten dieser Stadt gieng, und sich ihrer Gewogenheit empfahl. Ich mußte es auch thun. Ich wurde von jedem Vernünftigen gut aufgenommen; nur ein einziger, der beynahe der vornehmste seyn wollte, bestellte mich einmal nach dem andern zu sich, indem er mir immer durch seinen Bedienten sagen ließ, man könne den — Herrn jetzo nicht spre-

chen, ich sollte nach einer Stunde wieder kommen. Dieß ewige Lauffen machte mich ausserordentlich verdrießlich, und ich gieng gar nicht wieder zu ihm, denn ich fand hier, wie ich nachher auch oft erfahren, die Bemerkung Brydone's gegründet, die er in seiner Reise durch Sicilien und Malta macht: „Wir haben immer gefunden, sagt er, daß die seichtesten Köpfe, die am wenigsten werth sind, daß man sie kennen lerne, am schwersten zu sprechen sind. — Vornehme Narren machen gemeiniglich aus ihrer Würde eine Art von Schirm, um ihre Blöße zu verbergen. — Männer von großem Verstande und ädlen Gesinnungen hingegen halten es sich für eine Schande, von den scheinbaren und blendenden Vorzügen, welche der Rang giebt, Gebrauch zu machen: sie denken niemals daran, sich hinter ihren Adel zu verbergen, weil sie solches für eine Art von Feigheit halten, die sich nicht zum Charakter eines braven Mannes schickt.“ Unter jene vornehme Narren gehörte nun auch dieser mein hoher Gönner, dessen Gunst ich nie erlangt, auch nie verlangt habe.

Nachdem ich also meine Sachen zusammengepackt, sie den Fuhrleuten übergeben und von Herrn Trautwein und meinen wenigen Bekannten und Freunden Abschied genommen hatte, trat ich meine Reise nach L. an. Da die Witterung und Frühlingszeit überaus angenehm war, so endigte ich dieselbe nach wenigen Tagen ganz glücklich.

Fünftes Kapitel.

Guter Rath für Studirende, die sich der Rechtswissenschaft widmen.

Hier suchte ich einen von meinen Landsleuten auf, und bat ihn, mich zu dem Herrn zu bringen, an den mich Herr Trautwein empfohlen hatte. Renner, so hieß mein Landsmann, erfüllte mit Vergnügen meinen Wunsch. Dieser verschaffte mir auch bald bey einem andern Studirenden ein Logis. Alles schien recht gut zu gehen. Tags darauf begab ich mich zu dem derzeitigen Rektor Magnifikus,

um

um mich unter die akademischen Bürger aufnehmen zu lassen. Es war ein kleiner, bucklichter, schielender und überaus unansehnlicher Mann, der mit meiner Idee, die ich mir von einem Rektor Magnifikus gemacht hatte, ganz und gar nicht übereinkam. Das erste, was er mich in einem sehr mürrischen Tone fragte, war: Haben Sie Testimonia? „Nein, Ihro Magnificenz!" antwortete ich ganz schüchtern. So kann ich Sie, fuhr er fort, auch nicht inscribiren. Wer steht mir denn dafür, daß Sie auf einer Schule gewesen sind, und ob Sie nicht ein —

Diese abschreckende trotzige Rede brachte mich aus aller Fassung. Jedoch besann ich mich, und nannte ihm meinen Gönner, an den ich empfohlen war, und der es also bezeugen könnte, daß ich von Jugend auf das Gymnasium in meiner Vaterstadt besucht hätte. Nachdem sich der Rektor bey diesem durch seinen Bedienten hatte erkundigen lassen und meine Aussage bestätiget gefunden, machte er, nach vielem Zaudern und häufigen Vorwürfen über meine Nachlässigkeit, zu diesem wichtigen Geschäfte Anstalt. Da ich noch in der

größten Angst war, so gab ich ihm, was er verlangte, und eilte, daß ich nur wieder nach Hause kam. Renner fragte mich, ob ich etwas hätte bezahlen müssen? „Ich habe bezahlt, antwortete ich, was man gefordert hat.“ Dieser war hiermit gar nicht zufrieden, denn er kannte meine dürftigen Umstände ganz genau, wußte, daß mein ganzer Reichthum nur in 47 Rthlr. bestand. Freylich hätte ich es klüger anfangen sollen; allein ich glaubte, eine so große Summe Geldes könne gar nicht abnehmen; auch gab mir das Versprechen Trautweins, mir nach einiger Zeit Geld zu überschicken, Muth und Hoffnung, und ich achtete das, was ich dem Rektor gegeben, nicht groß. Nachdem ich alles so weit in Ordnung gebracht hatte, daß ich meine gewählten Kollegia ordentlich abwarten konnte, schrieb ich an Herrn Trautwein und machte ihm meine jetzige Lage bekannt. Nach einigen Tagen erhielt ich schon wieder Antwort von ihm. Hier ist sein Brief:

Lieber Herr Goswin!

Daß Sie glücklich in L. angekommen sind, und einen so guten Freund an ihrem Herrn Landsmann gefunden haben, ist mir überaus an=

angenehm. Ich bin mit Ihrem mir bekannt gemachten Studienplane sehr wohl zufrieden. Nur muß ich noch erinnern, daß Sie in der Folge neben den sogenannten Brodtstudien die Philosophie nicht hintansetzen, sondern sie nebst den schönen Wissenschaften mehr, wie gewöhnlich, studiren mögen. Ich schreibe dieses deswegen, weil die meisten, die sich der Rechtswissenschaft widmen, glauben, man könne die schönen Wissenschaften und Künste ganz füglich entbehren, wenn man nur etwas Philosophie für's Haus von der Akademie mit wegbrächte. Ich will nicht hoffen, daß Sie sich von diesem falschen Wahne werden hintergehen lassen. Sie wissen schon, wie sehr mir jene rauhen und Empfindungslosen Advokaten zuwider sind, und was für großes Unheil sie anrichten können. Ich setze Ihnen zur Beherzigung eine Stelle aus dem vortrefflichen Zimmermannschen Buche über die Einsamkeit her, und wünsche, daß Sie sich in Zukunft nicht im Geringsten diesem hier aufgestellten Charakter nähern mögen. „Mir schaudert noch, sagt der Verfasser, so oft ich mich eines Ungeheuers erinnere, das ich in der Schweitz zuweilen sehen mußte. Dieser fürchterliche Menschenfeind

kochte zu Hause immer Pandektengift. Mir war beständig, als wenn ich Schlangen aus seiner wilden ungekämmten Paruque wirbeln sähe. Rother und blauer Aussatz deckte sein Gesicht. Der liebreichste Blick aus seinen buschichten Augenbraunen war ein Blick aus der Hölle. Bey jedem Worte hieng er euch einen Prozeß an den Hals. Er weidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaume, oder ein Herbstdieb am Weinstocke. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeister im Lande, und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle biedern Leute, liebkosete jedem Bösewicht, bewirthete jeden Verläumder, registrirte alle Verläumdungen, protokollirte alle Lügen, advokatisirte für den Teufel und war der Vater einer Furie." Giebt es solcher Advokaten (und wer könnte daran zweifeln!), so sind es gewiß diejenigen, die ihr Herz nicht durch schöne Künste und Wissenschaften zu sanften Empfindungen gebildet haben. Nun sind aber diese sanften Empfindungen, oder Empfindsamkeit, die wir nur durch das Studium der schönen Wissenschaften und Künste erlangen, der Grund aller wahren

Tugend: denn Empfindungslose Menschen denken nicht über die großen Dinge in der Welt nach, bekümmern sich nicht um das Glück oder Unglück anderer, denken nichts beym Tode, Leben, Zukunft, Unsterblichkeit, ꝛc. Daher entsteht der große Mangel an wahrer Religion, an Tugend, an Weisheit und Patriotismus, und aus dem nämlichen Grunde gehen alle diese gefühllosen Menschen vor den unzähligen Schönheiten, die die Gottheit in die Natur gelegt hat, ganz ungerührt vorbey, und empfinden nichts von all dem Vergnügen, welches doch der Mensch genießen könnte und sollte. Um nun das Empfindungsvermögen zu verfeinern und auszubilden, müssen wir uns schon frühe gewöhnen, Geschmack an den schönen Künsten zu finden, und uns dieser Wissenschaft nicht weniger widmen, als der Philosophie: denn diese belehrt den Verstand, und jene verfeinert das Empfindungsvermögen, welches allen Ständen höchst nöthig ist. Würden schöne Künste und Wissenschaften, verbunden mit wahrer Philosophie, von denen, die sich der Rechtswissenschaft widmen, ernstlicher betrieben: so würde man auch mehrern Rechtsgelehrten das Lob zueignen können, welches Brockes sich verdient hat:

So

So war sein Geist, und so sein Bild in seinen Zügen!
Die Tugend ließ er nicht verachtet unten liegen,
Und machte das Verdienst, wo er es fand, bekannt.
Nur mit dem ädlen Wunsch, noch mehr beglückt zu machen,
Folgt er des Himmels Ruf, für einen Staat zu wachen,
Und nahm bescheiden dann das Ruder in die Hand.
Jetzt war er der Gesetze Rächer,
Als Richter selbst ein Menschenfreund,
Und oftmals hat er den Verbrecher,
Den er bestrafte, still beweint. —

Ich hoffe, daß Sie zu Ihrem eigenen Besten und zum Wohl vieler anderer meinen Wünschen nachkommen werden.

Da Sie bis jetzt noch mit dem Nöthigsten versehen sind, so lege ich hier nur Einen Louisd'or bey, und wünsche von Herzen, daß alles zu Ihrem Besten ausschlagen möge!

Ihr

S***

ergebenster
Trautwein.

Sechstes Kapitel.

Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht der Hoffnung letzte Sterne schwinden.

Dieser Rath Herrn Trautweins gefiel mir, und in der Folge war es mein eifrigstes Bestreben, mich zu einem solchen Manne zu bilden, wie es Trautwein wünschte. Nach ungefähr drey Monaten schrieb ich wieder an ihn, fragte ihn über manches um Rath, und bat mir etwas Geld von ihm aus: denn das, was ich mit nach L. gebracht hatte, war, nachdem ich verschiedenes bezahlt hatte, ziemlich zusammen geschmolzen. Ich mußte etwas lange auf Antwort warten, welches mich in keine geringe Verlegenheit setzte. Endlich erhielt ich einen Brief, aber nicht von Trautwein, sondern von einem seiner Anverwandten. In diesem Briefe wurde mir die äusserst traurige Nachricht hinterbracht, daß Herr Trautwein nach einem kurzen Krankenlager gestorben, und mithin auch die Quelle, aus welcher mir so manches Gute zugeflossen, auf immer für mich versiegt sey. Wie betäubt saß ich auf meiner

Stube

Stube und stellte mir alles das Unangenehme, das mich erwarten würde, recht lebhaft vor. Unter diesen traurigen Gedanken war der halbe Tag unvermerkt verflossen, und ich würde noch immer in dieser Hoffnungslosen Lage geblieben seyn, wenn nicht Renner, der mich den halben Tag nicht gesehen hatte, zu mir gekommen wäre. Ich konnte ihm vor Betrübniß nicht auf alle seine Fragen antworten, sondern zeigte ihm den Brief, den ich diesen Morgen erhalten hatte. „Es ist freylich nicht gut, mein Freund! sprach Renner, nachdem er den Brief gelesen hatte, daß Trautwein so bald aus der Welt gegangen. Allein laß nur den Muth nicht ganz sinken! Die Vorsehung wird gewiß für dich sorgen, wenn du nur das Deinige redlich dazu beytragen willst." Wie sollte ich mich retten können ohne Unterstützung, ohne etwas verdienen zu können. — „So lange du noch gesund bist, war seine Antwort, hast du nicht Recht, ganz zu verzweifeln und deinen traurigen Gedanken nachzuhängen. Ich sehe dich noch diesen Nachmittag wieder; gieb dich nur zufrieden." Mit diesen Worten verließ er mich. Ich wurde, nachdem ich meinem Kummer etwas Luft verschafft hatte, ruhiger,

higer, und hielte mich nicht mehr für ganz verlassen, weil ich an Rennern noch einen Freund hatte, der meine Leiden mit mir theilte. Täglich kam er zu mir und half meine ängstlichen Sorgen verscheuchen, und nie verließ er mich, ohne mir Trost eingeflößt, ohne mich ruhiger und zufriedener gemacht zu haben.

So viel gewährt ein Freund, daß auch das Leben nicht
Mehr als ein Daseyn ist, wenn uns ein Freund gebricht.
Ja stieg ein Sterblicher in die entferntsten Sphären,
Und sähe Welten selbst, wovon die Räthsel lehren,
Und säh' im öden Raum, von Menschen abgewandt,
Die Werkstatt der Natur, der Sonnen Vaterland;
So würde doch zu bald der Kenntniß Freude fehlen,
Träf' er nicht Jemand an, ihm dieses zu erzählen.

Nachdem ich mit meinen Gedanken allenthalben herumgeirrt war, fiel mir endlich meine

ehe=

ehemalige Beschäftigung wieder ein. Du kannst dir ja, dachte ich, einige Werkzeuge wieder anschaffen, und durch Bücherbinden etwas zu verdienen suchen! Aber indem ich dieses dachte, fiel mir auch zugleich die Unmöglichkeit meines Vorhabens ein. Ich wohnte bey einem Menschen, der äusserst lüderlich war und sich für beständig auf den nahegelegenen Dörfern und in berüchtigten Häusern herumwälzte. Er hatte es schon einigemal versucht, auch mich zu dieser Lebensart einzuweihen: allein ich schlug es ihm ab, und dieses war die Ursache, warum wir immer in keinem guten Vernehmen mit einander stunden. In solchen Umständen würde es sich Robes, so hieß dieser Mensch, nicht haben gefallen lassen, wenn ich eine Beschäftigung angefangen hätte, von der er hätte sagen können, sie wäre ihm in seinem Studiren hinderlich. — Auch hatte ich in meinem Logis den Gelaß nicht, der dazu erforderlich war. Ich mußte also meinen Vorsatz wieder aufgeben und auf etwas anders denken. Unterdessen war Renner wieder zurückgekommen. Voller Freude trat er in meine Stube, und warf ein rohes Buch auf meinen Tisch. „Hier, sprach er, kannst du einstweilen etwas verdie-

nen;

nen; es müßte nicht gut seyn, wenn du nicht täglich wenigstens 6 Gr. verdienen könntest." Renner war nämlich bey einem Buchhändler bekannt, der verschiedene Aufsätze aus größern Büchern abschreiben und sie besonders drukken ließ. Für den geschriebenen Bogen, der eben nicht sogar enge geschrieben seyn mußte, bezahlte er 3 Gr. Renner glaubte, daß mir diese Beschäftigung einstweilen sehr angenehm seyn müßte, und ich konnte ihm in der That für diese Gefälligkeit nicht genug danken. Ich verdiente, ohne etwas in meinem Studiren zu vernachlässigen, täglich 9 Gr., denn Schreiben hatte ich sehr gut gelernt. Ich war nun ganz zufrieden, und bey dieser Beschäftigung hatte ich noch den besondern Vortheil, daß ich allerhand kostbare, und seltene gute Bücher kennen lernen und lesen konnte.

Siebentes Kapitel.

Goswins Umstände verbessern sich immer mehr. Neue Bekanntschaft.

Kaum waren etliche Wochen verflossen, als Renner wieder mit einer frölichen Botschaft zu mir kam. „Ich habe, lieber Freund! den Auftrag, für einen gewissen Herrn von Oppenheim einen Menschen zu suchen, der seine Kollegia mit ihm repetiren und ihm zuweilen Gesellschaft leisten kann. Er scheint noch sehr jung und von guter Gemüthsart zu seyn. Ich sagte, daß ich einen solchen Menschen für ihn wüßte, und ihn morgen früh zu ihm schicken wollte. Du kannst, fuhr Renner fort, dieses verrichten, es wird gewiß dein Schade nicht seyn." Ich willigte sehr gerne darein, und am folgenden Morgen begab ich mich zu Herrn von Oppenheim und bot ihm meine Dienste an. Ich war gleich bey der ersten Unterredung mit ihm so sehr für ihn eingenommen, daß ich mir es für das größte Glück schätzte, ihn nur kennen gelernt zu haben. So freundlich, so liebreich und gefällig hatte ich

noch

noch gar keinen Menschen gesehen. Er bot mir für meine Bemühung monatlich 6 Rthlr. an. Ueber dieß viele Geld, das ich erhalten sollte, erstaunte ich ganz, und wußte mich in meiner Freude fast gar nicht zu mäßigen. Es war eben Michaelismesse in L. und nach Beendigung derselben, hörte ich alle Kollegia, die er hörte, zugleich mit ihm. Es kam mir hierbey trefflich zu Statten, daß ich manche davon schon einmal gehört hatte. Abends mußte ich einige Stunden zu ihm kommen, und mich mit ihm von dem, was wir des Tages über gehört hatten, unterhalten. Herr von Oppenheim gewann mich von Tag zu Tage lieber, machte mich zu seinem Tischgenossen, und nach einer kurzen Zeit mußte ich meine Wohnung bey ihm nehmen. Hier strengte ich nun alle meine Kräfte an, mich immer in dem Ansehen zu erhalten, in welches ich mich bey ihm gesetzt hatte. Ich hatte nun einen Bewegungsgrund mehr, als viele andere, genau auf die Vorträge meiner Lehrer zu hören, eifriger zu studiren und überhaupt mich so zu betragen, daß man mir keine Vorwürfe machen konnte. Ich hielte mich nun für den glücklichsten Menschen auf der Welt, und ich

konnte in Wahrheit für jetzt auch kein grösseres Glück verlangen. Unter uns beyden herrschte die größte Eintracht und Zufriedenheit, und jeder suchte des andern Freundschaft und Zutrauen immer mehr zu erlangen und zu befestigen.

Achtes Kapitel.

Unvermuthete Erbschaft.

Gegen Weihnachten erhielt ich von einem meiner Bekannten in S. ein Schreiben, womit mir zu einer zugefallenen Erbschaft von Seite des verstorbenen Sekretairs Trautwein Glück gewünscht wurde. Ich sollte zwey hundert Thaler geerbt haben, allein ich hatte noch keinen Pfennig erhalten. Ich schrieb sogleich wieder und erkundigte mich genau, ob diese Sache ihre Richtigkeit habe? Alles hatte seine Richtigkeit, das einzige fehlte nur noch daran, ich hatte nämlich gar nichts von diesen zwey hundert Thalern gesehen. Ich erhielt

hielt kurz hierauf Antwort, daß das Geld an mich überschickt und hierüber auch eine Quittung von mir mit meines Namens Unterschrift wäre ausgestellt worden. Doch, war hinzugesetzt, wäre die Hand in der Quittung von der in meinem letzten überschickten Briefe ganz verschieden. Ich sollte doch näher die Sache untersuchen. Das erste, was ich thun konnte, war, daß ich auf die Post gieng, und diesen Vorfall anzeigte. Man schlug sogleich meinen Namen in den Quittungsbüchern auf, und legte mir ihn vor. Die 200 Rthlr. waren richtig abgegeben und die Quittung mit meinem ganzen Namen unterzeichnet worden. Ich kannte die Hand gleich bey dem ersten Anblicke. Es war Robes, bey dem ich kurz vorher gewohnt, der die Quittungen ausgestellt und das Geld in Empfang genommen hatte.

Neuntes Kapitel.

Wie die That, so der Lohn.

Ganz unwillig über diesen Schurkenstreich gieng ich in Begleitung Herrn von Oppenheims in Robes Wohnung. Der Wirth sagte uns, daß Robes nicht mehr bey ihm logire, sondern wegen seines unordentlichen Lebens in eine Krankheit verfallen und in's Lazareth gebracht worden sey. Ohne uns weiter bey dem Wirthe etwas merken zu lassen, begaben wir uns von da weg und eilten auf das Lazareth zu. Hier trafen wir unter der großen Menge von Unglücklichen, die meistentheils die Opfer ihrer Ausschweifungen geworden waren, unsern Robes in einem solchen elenden Zustande an, daß man bey dem ersten Anblicke desselben eher wieder zurück hätte gehen, als sich demselben nähern mögen. Es überfällt mich noch immer ein kaltes Schaudern, wenn ich nur an diesen unglücklichen Gegenstand denke, und es ist mir unmöglich, ihn weitläuftig hier zu beschreiben. Jedem, der da wissen will, und wissen muß, wie unglücklich verbo-

tene Liebeshändel, wenn ich dieses Wort hier gebrauchen kann, machen, gebe ich den wohlgemeynten Rath, solche Versammlungsorte des Elends von mancherley Art zuweilen selbst zu besuchen, und sich hiervon zu überzeugen. Dieß wird mehr Eindruck machen als die schauderhaftesten Schilderungen, die man gewöhnlich von Lastern dieser Art zu machen pflegt. Unserm Robes war nicht einmal die Wohlthat übrig geblieben, sein Elend Jemanden klagen zu können, denn sein Jammervoller Zustand hatte ihn auch der Sprache beraubt. Nachdem ich ihm die eigentliche Ursache meines Besuchs bekannt gemacht hatte, gab er mir durch Zeichen zu verstehen, ihm Bleystift und Papier zu geben. Ich reichte ihm beydes. Hierauf richtete er sich mit vieler Mühe von seinem Lager auf, und schrieb mir folgendes:

„Mein Freund!

Du siehest hier die Folgen meines unordentlichen Lebens, ohne daß ich nöthig habe, dir hiervon mehreres zu sagen. Verführungen von allen Seiten brachten mich dahin, wo ich jetzo bin. Meine guten Aeltern brachte

ich durch meine Aufführung erstlich in die größte Armuth und kurz darauf unter die Erde. Ich hatte keine Unterstützung, keinen wahren Freund mehr, der mich an meine Thorheiten erinnert hätte. Ich mußte Schulden auf Schulden machen, und — ein Betrüger und Dieb werden. Der bin ich auch an dir geworden. O wäre ich doch deinem Beyspiele gefolgt, und wäre wenigstens noch zu der Zeit, da ich dich zu der nämlichen Lebensart zu verleiten suchte, wieder umgekehrt und ein ordentlicher Mensch geworden! Nunmehr ist aber die Reue zu spät — vergieb mir, wenn du kannst! —"

Mitleid hatte meine ganze Seele eingenommen; ich konnte weiter nichts thun und sagen, als: „ich vergebe dir!" und ihm einen halben Gulden in die Hand drukken. Mein Begleiter that das nämliche, und alsdann mußten wir ihn seinem traurigen Schicksale überlassen. Er gab seinen Geist nach wenigen Tagen unter den heftigsten Schmerzen auf.

Als wir nach Hause kamen, fanden wir unsern Freund Renner auf uns warten. Ich machte ihm meine gute Erbschaft, und das,

was

was wir eben jetzt gesehen und gehört hatten, bekannt. Er wunderte sich sehr, und fuhr unter andern fort: „Robes war, als er hierher kam, der beste und vernünftigste Mensch, den ich je gekannt habe. Freylich hatten ihn seine Aeltern zu früh auf die Universität geschickt, denn er war kaum 15 Jahre alt; ein Alter, wo man noch keinen standhaften Charakter und genugsame Kenntniß der Menschen haben kann. Dieß, glaube ich, ist die erste Ursache zu seinem lüderlichen Leben gewesen. Es kam auch mir einmal in den Kopf, meinem Vater den Antrag zu thun, mich, da ich schon 18 Jahre alt war, eine Universität beziehen zu lassen; allein mein Vater willigte durchaus nicht darein; du mußt, sprach er, wenigstens dein 22stes Jahr zurückgelegt haben, ehe ich deinen Wunsch erfüllen kann. Er hielt auch, was er gesagt hatte. In meinem 23sten Jahre war es mir erst erlaubt, das Gymnasium zu verlassen, und ich sehe jetzt deutlich genug ein, wie gut es mein Vater mit mir gemeynt hat. Jedoch hiervon ein andermal! Ich habe noch eine nöthige Verrichtung." Renner verließ uns hier; ich und Herr von Oppenheim aber unterhielten

uns noch eine Zeitlang mit dem, wovon eben gesprochen worden war.

Zehntes Kapitel.

Goswin verläßt L. und wird Kinderlehrer.

Meine glücklichsten Tage waren die, die ich in Gesellschaft Herrn von Oppenheims und Renners zubrachte. Ich hatte mir hier so viel Geld und Kenntnisse gesammlet, daß ich disputiren und mich examiniren lassen konnte. Ich war bereits drey Jahre der beständige Gesellschafter und Freund Oppenheims gewesen, als ich an einem Mittage, da ich mit ihm zu Tische saß, eine freudige und zugleich traurige Nachricht erhielt. Ouvrier, Oppenheims Bediente, trat nämlich zur Thüre herein, und überreichte ihm einen Brief, den der Postbote gebracht hatte.

Oppenheim. (zu Ouvrier, der noch neugierig da steht) Es ist gut! geh' Er nur hin!

Ouv=

Ouvrier. Sollte denn — der gnädige — Herr Papa — keinen Auftrag an — mich —

Oppenheim. (unwillig ihn unterbrechend) Nein! nein! Er ist an Herrn Goswin — Geh' Er nur, und mache Er seine Sachen zurechte! (Ueberreicht Goswin den Brief).

Ouvrier. So! so! — Nun, da sage ich nichts. Ich habe einen Dreyer ausgelegt, wenn — Sie es nicht — ungütig —

Oppenheim. (Ihm den Dreyer hinreichend) Hier ist das Ausgelegte! (Ouvrier geht ab). Nun lieber Herr Goswin! was giebts denn für Neuigkeiten? Ich bin fast eben so neugierig, als Monsieur Ouvrier —

Der Brief, fuhr ich fort, ist von Herrn Amtmann Lotter in D., wie ich aus der Unterschrift sehe. Es ist ein guter Freund von dem verstorbenen Sekretair, und mein Gönner. Ich kann Ihnen seinen Brief vorlesen:

HochEdler,

Hochgeehrtester Herr!

Ihren mir zugeschickten Brief habe ich richtig erhalten. Daß Ihnen durch den Tod des Herrn Sekretairs Trautwein eine starke Stütze

zugleich mit entrissen worden, glaube ich gerne. Auch mir preßte diese Nachricht, da sie mir hinterbracht wurde, manche Thräne aus, denn er war einer meiner vertrautesten Schul- und Universitätsfreunde. Wir müssen mit den Lenkungen der Vorsehung zufrieden seyn;

Sie nimmt uns nach und nach, was an die Welt uns bindet,
Um fröhlicher hinaus zu gehn!

Es war mir überaus angenehm zu hören, wie gut er seinen Reichthum angewandt. Er soll, wie man mir geschrieben, die Schule, das Armenhaus, die Kirche und manchen Armen in seinem Testamente gut versorgt haben.

Er theilt' mit Klugheit aus, und freut' sich, daß sein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert,
Und wenn er längst verwest, noch manches Elend hindert.

Die beygelegten von Ihnen in Musik gesetzten Lieder haben mir und meinen Kindern viel Vergnügen gemacht. Ich danke Ihnen von Herzen dafür! Da Sie in Ihrem letzten Schrei-

Schreiben den Wunsch äusserten, in das hiesige oder in irgend ein anderes Amt zu kommen, um sich in der praktischen Rechtswissenschaft die gehörigen Kenntnisse zu erwerben: so thue ich Ihnen sogleich einen Vorschlag, den Sie vielleicht annehmen können. Ich sehe mich nämlich genöthiget, einen Lehrer für meine drey jüngsten Kinder zu suchen, indem Herr Magister Sonne, der bisher diese Stelle vertreten, einen Pfarrdienst erhalten und denselben ehestens antreten wird. Was den Unterricht in der Religion betrifft, da lassen Sie mich dafür sorgen, wiewohl ich schon glaube, daß Sie sich die Wahrheiten der natürlichen Religion bekannt gemacht und darüber so werden nachgedacht haben, daß Sie auch wieder andere davon zu überzeugen im Stande seyn werden. Mehr verlange ich in diesem Punkte nicht von Ihnen. Hierbey würde Ihnen immer noch Zeit genug übrig bleiben, sich zu Ihrem künftigen Berufe geschickt zu machen. Könnten Sie meinem Wunsche Genüge thun, so würde mir es eine große Freude seyn, und ich würde mich bestreben, auf alle mögliche Weise Ihre Bemühung einigermaßen zu belohnen, (denn ganz nach Verdienst kann ein

guter

guter Jugendlehrer und Erzieher nicht belohnt werden.) Schreiben Sie mir ehestens Ihre Meynung, oder, welches mir noch lieber wäre, kommen Sie selbst, und bleiben sogleich als mein Freund und meiner Kinder Freund bey mir. Ich bin indessen

Ihr

D**

ergebenster

Franz Lotter.

Dieser Antrag war mir auf der einen Seite sehr angenehm, auf der andern aber auch nicht: denn ich hatte mich so sehr an Oppenheim gewöhnt, daß ich ihn nie hätte verlassen mögen, wenn dieß ohne Beeinträchtigung meines künftigen Glückes hätte geschehen können. So schwer es mir auch eingieng, schon jetzt Abschied von ihm zu nehmen: so folgte ich doch dem Amtmann, und verließ meinen Freund zwey Tage darauf. Oppenheim wünschte nun einen andern Gesellschafter zu bekommen, und deswegen bat er einen seiner besten Freunde, Herrn von Rhone, meinen Platz einzunehmen, welcher auch, noch ehe ich abgieng, zu ihm zog. Es war ebenfalls

falls ein fleißiger liebenswürdiger junger Mensch, mit dem ich öftern Umgang gehabt habe.

Eilftes Kapitel.

Goswins Aufnahme beym Amtmann Lotter.

Nachdem ich von Herrn von Oppenheim und andern Freunden Abschied genommen, setzte ich mich auf die Post, und fuhr immer auf D. zu. Am folgenden Morgen kam ich bey dem Amtmann an, der mich mit sehr vieler Freundschaft und Gefälligkeit aufnahm. Lotter war ein Mann, der die Häuslichkeit überaus sehr liebte, d. h., er nahm großen Antheil an den kleinen Geschäften, Begebenheiten, Vergnügungen, Leiden, Neigungen, Wünschen, Gewohnheiten und Einrichtungen seiner Familie. Daher kam es, daß er kein Vergnügen, keine Lustbarkeit, so hoch schätzte, als die, welche er in Gesellschaft seiner Familie, welche aus seiner Gattin Aemilie, und sei-

seinen vier Kindern Wilhelmine, Adolph, August und Henriette bestand, genoß. Diese Tugend der Häuslichkeit ist eine der größten Glückseligkeiten in dem Mittelstande, von welcher man in den vornehmen Ständen nicht die geringste Spur findet. Lotter gieng oft mit eben den Schritten in die Küche, als er in seinen Büchersaal oder in die Gerichtsstube gieng, und holte, wenn es nöthig war, die Speisematerialien heraus. Dieß wird freylich, aber gewiß mit Unrecht, in den vornehmen Familien für eine Schande gehalten. Seine Kinder unterrichtete er, wenn es seine Geschäfte erlaubten, selbst: denn sich mit Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beschäftigen, war sein größtes Vergnügen. Da aber seine Amtsgeschäfte ihn oft von der Unterweisung seiner Kinder wegrießen, hielt es Lotter für besser, einen Freund und Lehrer für sie zu suchen, den er auch bald fand, und schon über 8 Jahre gehabt hatte.

Nachdem ich mich mit Herrn Lotter eine ziemlich lange Zeit unterredet hatte, sprach er zuletzt: „Lieber Herr Goswin! Sie werden wissen, was es für ein wichtiges Geschäft ist,

Kin-

Kinder gut zu unterrichten, und, was noch mehr ist, gut zu erziehen. Sie werden also, da Sie der Lehrer und Erzieher meiner Kinder werden wollen, denselben einen solchen Unterricht ertheilen, wie sie ihn zu fassen fähig sind. Sie wissen:

Durch einen klugen Unterricht
Den schwachen Trieb zur Tugend anzufachen,
Früh über ihren Geist zu wachen,
Und ihn nur mit dem Schatz der Weisheit reich zu machen,
Dieß nur ist uns're Pflicht. —

Doch verzeihen Sie! daß ich in den Lehrton hineinkam, der hier gar nicht nöthig ist.— Kommen Sie, Sie sind nun unser Freund, und werden auch bald unser Wohlthäter werden!"

Lotter führte mich hierauf in das Zimmer, wo uns die Kinder erwarteten. Er redete seine Kinder, deren Unterricht er mir anvertraute, sehr freundschaftlich in folgenden Worten an: „Lieben Kinder! ihr wißt, wie viel Mühe ich mir bisher mit euch gegeben habe; wie viele unangenehme Augenblikke ihr nicht nur mir, sondern auch eurem vorigen Freunde

und Lehrer, bey dem Unterrichte, den wir euch gaben, und bey andern Gelegenheiten, durch euren Leichtsinn, durch eure Unbesonnenheit, gemacht habt. Ihr wißt also, daß das Amt eines Jugendlehrers eins der beschwerlichsten und für viele elns der verdrießlichsten ist. Ihr habt mich nie mit Bosheit beleidiget, das muß ich zu eurem Ruhme sagen, denn die Thränen, die euch meine väterlichen Zurechtweisungen auspreßten, zeugten von eurem guten noch unverdorbenen Herzen. Ihr seyd mehrentheils aufmerksam und folgsam gewesen: seyd es nun auch in Zukunft, so werdet ihr gute und glückliche Menschen werden. Sehet, ich habe diesen Herrn hier gebeten, daß er euer Lehrer, euer Rathgeber, euer Freund werden möchte, und er hat es mir versprochen. Verehret ihn, und betrachtet ihn als euren größten Wohlthäter, denn er will euch Tugend und Weisheit lehren, und dadurch sollt ihr euch selbst glücklich machen. Wisset, daß, wenn ihr euren Lehrer beleidiget, ihr auch zugleich euren Vater, der es so gut mit euch meynet, beleidiget. Ihr wißt noch, meine Kinder! was der große König Alexander von seinem Lehrer Aristoteles

im

im Verhältnisse zu seinem Vater Philipp sagte: diesem verdanke ich das Leben, aber jenem den rechten Gebrauch und Genuß davon."

So sprach Lotter, als er mich als Jugendlehrer in seine Familie aufnahm. Es waren vortrefflich gut erzogene Kinder und sie folgten mir eben so gut, als ihren Aeltern, weil sie nicht durch den gewöhnlichen Zwang zu ihren Pflichten geleitet wurden. August und Adolph hatten auch schon die Jahre erreicht, wo der Verstand schon zur Reife gelangt, und wo sie einen höhern Unterricht zu fassen fähig waren. Henriette hingegen war etwas jünger, aber ein sehr gutes und artiges Mädchen. Dieß waren meine Eleven, die meiner Aufsicht und meinem Unterrichte übergeben waren. Wilhelmine, die älteste unter allen, hatte bereits die gewöhnliche Zeit, die zum Unterrichte bestimmt ist, zurückgelegt, denn sie war 18 Jahre alt.

Zwölftes Kapitel.

Ein Kapitel, welches von vielen Lesern überschlagen werden wird.

Die Art des Unterrichts, die Lotter befolgt haben wollte, und die er, so bald er einige Augenblicke Zeit übrig hatte, selbst befolgte, war mir überaus angenehm. Lotters Grundsätze in der Erziehung der Kinder und in dem Unterrichte überhaupt waren: Einen andern Unterricht müssen Kinder aus den höhern Ständen, und einen andern Kinder aus den niedern Ständen erhalten; ganz anders müssen Jünglinge aus den höhern Ständen, und wieder anders Jünglinge aus den niedern Ständen unterrichtet werden; eine andere Aufklärung muß der gesittete oder höhere Stand, und eine andere der ungesittete oder niedere Stand erhalten. Jedes Alter und jeder Stand muß seine eigene Moral und Philosophie haben. Dieß waren die Hauptgrundsätze, worauf Lotter's Erziehung sich stützte.

Ausserdem hatte Lotter noch die Gewohnheit, seine Kinder auf der freyen Flur zu unter-

terrichten, wenn es die Zeit und übrigen Umstände erlaubten. Ja gewisse Wahrheiten, z. B. von der Unsterblichkeit der Seele, von dem Daseyn eines höchsten Wesens, ꝛc. trug er ihnen nur am Abend und unter freyem Himmel vor, weil er wußte, daß diese Lehren in einer solchen Zeit und an solchen Orten vorgetragen, einen weit lebhaftern und dauerhaftern Eindruck auf das Herz seiner Kinder machten. An einem sehr schönen Abend, da der Himmel ganz mit Sternen besäet war, mußte ich mit ihm und seinen beyden Söhnen auf einen nahe gelegenen Berg gehen. Kinder, fieng der Vater an, nachdem wir den Berg erstiegen hatten, wir sind schon mehrmalen auf diesem Berge gewesen, und haben uns von mancherley nützlichen Dingen mit einander unterredet; aber noch nie habe ich bey dem Anblikke dieser unzählbaren Himmelskörper so starke Bewegungen in allen Muskeln bemerkt, nie haben sich alle Fibern so sehr ausgedehnt, als jetzt. Alles steht bey mir gleichsam im Fluge, als wenn es sich von der Erde empor heben wollte. Ha! wie sich meine Brust erweitert, indem sie gesetzt empor steigt und wieder sinkt! Wie die Be-

wegungen meines Herzens langsamer und nachdruckvoller werden! Wie das Blut in meinen Adern stolzer und regelmäßiger schlägt! — Wißt ihr mir diese Empfindung namhaft zu machen? meine Kinder!

Adolph. Ist es nicht die Empfindung des Starken?

Vater. Nein, mein Sohn!

August. Die Empfindung des Erhabenen! nicht wahr?

Vater. Das ist es! Und warum haben wir bey dem Anblikke des Himmels erhabene Empfindungen?

August. Weil erhabene Empfindungen nur durch gesichtsmäßige hohe Gegenstände hervorgebracht werden.

Vater. Ganz richtig! nur ist bey deiner Erklärung etwas Wesentliches weggelassen worden.

August. Was wäre denn das? lieber Vater!

Vater. Nennst du den sehr hohen schwachen Erlenbaum, der vor der ersten Laube in unserm Garten steht, auch erhaben?

August. — — —

Vater. Nun? siehst du noch nicht ein, was dazu kommen muß, wenn ein hoher Gegenstand erhaben seyn soll?

Adolph. Festigkeit!

Vater. Gut! Ein Gegenstand, der sehr hoch, aber dabey schwach ist, ist nicht erhaben. Er ist erhaben, wenn er eine ungemeine in's Gesicht fallende mit Festigkeit verbundene Höhe hat. Wie nun unsere Seele immer ein stolzes Bewußtseyn oder Gefühl von ihrer herrschenden Kraft hat, so wird sie auch durch den Anblick von Gesichtshöhen selbst erhaben und auf den Gipfel des Gegenstandes hingestellt, den er selbst erreicht hat. Wenn wir also den gestirnten Himmel ansehen und damit in unsern Gedanken die Ewigkeit, oder wol gar die Gottheit verbinden, so ist dies eine erhabene Empfindung, aber keine starke. Die Gegenstände aber, welche erhabene Empfindungen hervorbringen sollen, müssen weit von Körpern einer gemeinen Größe entfernt seyn, denn hier herrscht mehrentheils der Einfluß des Gesichtssinnes.

Adolph. Besteht aber nicht der Eindruck des Erhabenen in der Bewunderung und Ehrfurcht?

Vater. Nein, mein Sohn! sondern er besteht darinne, daß wir selbst erhaben oder zu der Höhe des Gegenstandes, den wir vor uns haben, erhoben werden. Die Empfindungen des Erhabenen gehören also nicht zur Empfindung der Bewunderung und Ehrfurcht, denn wenn ich mich zur Gottheit erhebe, so stehe ich selbst auf der Höhe, auf welcher sie gleichsam steht; ich bin ihr näher als ein anderer Mensch. Freylich hat man auch hierbey die Empfindung der Bewunderung, aber diese ist nicht das Wesentlichste. Etwas anders ist es aber, wenn ich mich vor der Gottheit niederwerfe, und anbete. — Wenn wir uns auf einem erhabenen Orte befinden, und nicht von den Dingen, die wir sonst um uns haben, umgeben werden; wenn wir nicht von ihnen, sondern sie von uns beherrscht werden: so macht dieß einen wesentlichen Theil unsers Vergnügens aus, und dieses stolze Gefühl verbreitet sich über alles, ja es geht sogar über die Werkzeuge der willkührlichen Bewegungen.

Adolph. Woher kommt es aber, daß wir in einen solchen Zustand versetzt werden können, in welchem wir uns jetzt befinden?

Oder,

Oder, was ist die Ursache, daß wir beym Anblikke eines erhabenen Gegenstandes selbst erhoben werden; daß wir, wenn wir eine taktmäßig, majestätisch und in tiefen Tönen langsam einhergehende Musik hören, selbst zu majestätischen Empfindungen erhoben werden? daß —

Vater. Wie nennst du die Eigenschaft deiner Seele, durch welche sie alles das wird, was die Dinge selbst sind, die auf sie wirken?

Adolph. Sympathie!

Vater. So ist es! In der Sympathie also, oder in der Eigenschaft der menschlichen Seele, daß sie selbst das wird, was die Dinge sind, die sie umgeben, ist auch die Ursache von jenen Würkungen zu suchen.

Adolph. Aber oft bringen doch Dinge, die gar nicht erhaben sind, Empfindungen des Erhabenen hervor?

Vater. Dieß hat seine Richtigkeit! Wir erhalten erhabene Empfindungen z. B. durch das Gehör, wenn wir eine erhabene Musik hören; durch das Gesicht, wenn wir einen majestätischen Menschen gehen sehen. Wer

kann einen Homerischen Helden anblikken, ohne zu den Empfindungen des Erhabenen empor gehoben zu werden? Alle große Grundsätze, Gesinnungen, Handlungen, 2c. stellen unsere Seele auf eine Anhöhe, von welcher sie mit Verachtung auf alle niedere Grundsätze, Gesinnungen und Handlungen herabsieht. Dieß muß man sich aus der Verbindung der Ideen, welche hier einen großen Einfluß hat, erklären. Ich werde euch dieß ein andermal deutlich zu machen suchen. In allem diesem aber ist die Seele selbst erhaben. Große Handlungen, Gesinnungen, Grundsätze, 2c. sind entweder in uns selbst, oder wir werden sie an andern gewahr, oder wir denken sie uns nur. Alles ist erhaben. Alle unsere Vorstellungen hängen ab und zusammen von und mit den Vorstellungen des Gesichts und Ideen des Raumes: daher denken wir uns alles im Bilde einer Höhe, oder haben das Bild gleichsam gesichtsmäßig vor Augen. Denken wir uns einen großen geistvollen Mann, so denken wir ihn, wie er gleichsam vor allen andern hervorrage, und bey diesem Gedanken wird unsere Seele selbst auf jene geistige Höhe hingestellt. — Doch, meine Lieben! laßt

uns

uns hiervon abbrechen! Meine Absicht, warum ich mich mit euch diesen Abend hierher begeben habe, war nicht, euch mit solchen Dingen, wovon wir eben gesprochen haben, zu unterhalten, sondern sie ist auf etwas anders gerichtet, welches ihr leicht errathen werdet.

August. O ich weis es schon, lieber Vater! Nicht wahr, auf die Unsterblichkeit der Seele?

Vater. Dießmal nicht, mein Sohn! Wir wollen uns heute einmal von dem Daseyn des höchsten Wesens unterhalten. Doch wollen wir uns zuvor hier einen Sitz suchen — —

August. Es fällt mir hierbey das vortreffliche Lied ein, welches ich vor einiger Zeit gelesen, und, weil es mir so wohl gefiel, auswendig gelernt habe. Wollen Sie es hören? lieber Vater!

Vater. Ich höre so was sehr gerne, mein Sohn! Deklamire nur gut!

August.

Wenn ich erwache, denk' ich dein!
Du Gott! der Tag und Nacht entscheidet,
Und in der Nacht mit Sonnenschein
Den finstern Mond bekleidet.

Er leuchtet königlich daher
Aus hoher ungemess'ner Ferne,
Und ungezählt, wie Sand am Meer,
Stehn um ihn her die Sterne.

Welch eine Pracht verbreitet sich!
Die Dunkelheit, geschmückt mit Lichte,
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angesichte.

Du Sonnenschöpfer! wie so groß
Bist du im kleinsten Stern dort oben!
Wie unaussprechlich namenlos!
Die Morgensterne loben

Dich mit einander in ein Chor
Geschlossen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort aus deinem Munde

Allmächtig diese Welten rief,
Am Firmament herumgesetzet.
Du sprachst, das Rad der Dinge lief,
Und läuft noch unverletzet.

Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen!
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles.
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!

Der Mensch verblüht wie prächtig Gras,
Sein Ansehn wird der Zeit zum Raube.
Der Weise, der in Sternen las,
Liegt schon gestreckt im Staube!

Ich lese, großer Schöpfer! dich
Des Nachts in Büchern, aufgeschlagen
Von deiner Hand. O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen!

Sey meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entstand'nen Sterne!
Und blikke meinem Herzen zu,
Daß es dich kennen lerne!

Dreyzehntes Kapitel.

Ist auch langweilig — und zu überschlagen.

„Vortrefflich! meine Kinder! fuhr der Vater fort. Ihr habt mir immer eure Bewun-

derung zu erkennen gegeben, wenn ich euch mit den Kunstwerken des menschlichen Verstandes bekannt machte, ich meyne nämlich die berühmten astronomischen und mathematischen Systeme. Aber bewundert jetzt die Urbilder jener Systeme selbst als das Werk eines unendlichen Geistes! Betrachtet das Firmament oder den ungeheuren Raum, in welchem die unzählbaren Fixsterne, Planeten, Kometen, Sonnen und Monde schweben! Betrachtet unsern Planeten, diesen kleinen Theil der Welt, auf welchem wir Menschen uns nebst unzähligen Geschöpfen von aller Art befinden, und ihr werdet sehen, daß nur ein unendlicher Verstand diese Vollkommenheit hat hervorbringen können; daß diese Vollkommenheit, oder Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu einem guten Erfolge, nicht das Werk eines blinden Ungefährs seyn kann.

Adolph. Nannten Sie nicht Vollkommenheit die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu einem Ganzen?

Vater. Nein, mein Sohn! Wenn jedes Ding, welches alles hat, was zu seinem Wesen erfordert wird, vollkommen und gut wäre; so

so würde auch der Mörder vollkommen und gut seyn, indem in der Natur des Mörders alles gegründet ist, was einen Mörder bilden kann. Nein! ich nannte Vollkommenheit Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu einem guten Erfolge.

August. Was heißt denn eigentlich gut?

Vater. Alles das heiße ich gut, was mittelbar oder unmittelbar die Glückseligkeit der lebendigen Wesen befördert; und was nicht vermögend ist, die Summe von Glückseligkeit zu vermehren, kann auch nicht gut seyn. Könnt ihr mir aber sagen, wie vielerley Vollkommenheiten es giebt?

Adolph. Zweyerley Vollkommenheiten, eine innerliche und eine äusserliche.

Vater. Gut! Was wäre nun innerliche Vollkommenheit?

Adolph. Ein Wesen ist innerlich vollkommen, wenn alles in seinen Eigenschaften zusammenstimmt, um Glückseligkeit an sich selbst zu genießen.

Vater. Und äusserlich vollkommen wäre ein Wesen?

Adolph. Wenn in seinen Theilen alles zusammenstimmt, woraus lebendige Wesen Glückseligkeit schöpfen können.

Vater. Richtig! Der Mensch wird also vollkommen und glückselig seyn, wenn seine angenehmen Empfindungen die unangenehmen in der Mehrheit übertreffen. Nun giebt es aber dreyerley Arten von Glückseligkeit. Die eine, oder der mindeste Grad derselben ist die des Wirkens, des bloßen Daseyns und Lebens. Der zweyte Grad von Glückseligkeit, deren lebendige Wesen fähig sind, ist thierisches Vergnügen. Und der dritte Grad derselben ist geistiges Vergnügen. Jedes Geschöpf ist zum Genuß der beyden erstern Arten gebaut, und nur der Mensch ist noch der dritten Art, oder der geistigen Freuden, des Verstandes nämlich, der Güte des Herzens und des Vergnügens an den Werken der Kunst und Wissenschaften, fähig. Es wird uns nunmehr leicht zu bestimmen seyn, was wir unter einer vollkommenen Welt verstehen. Eine vollkommene Welt nämlich ist eine solche, die in Zeit und Raum die größte Summe von Glückseligkeit für die größte möglichste Anzahl lebendiger Wesen befaßt. Sie muß zu jener erst

ge=

genannten dreyfachen Art von Glückseligkeit allen möglichen Stoff und alle möglichen Quellen enthalten, und jedes lebendige Wesen in derselben muß so organisirt und in solche Verhältnisse gestellt seyn, daß es den Stoff zu seinem Genusse wirklich verarbeiten kann. Dieß wird zu einer vollkommenen Welt erfordert, und nun —

Adolph. Ist denn diese unsere Welt auch wirklich so beschaffen, daß sie den Stoff zu allen möglichen Arten von Glückseligkeit darreichen kann? und sind die lebendigen Wesen in solchen Verhältnissen, daß sie alle diese Glückseligkeiten genießen können? Wie viel Unvollkommenheiten, wie viel Elend giebt es nicht in der Welt?

Vater. Die Welt, mein Sohn! hat allerdings eine solche Einrichtung, daß sie allenthalben zur größten möglichen Glückseligkeit der Lebendigen beyträgt, und sie kann also mit Recht eine Veranstaltung der Glückseligkeit der lebendigen Geschöpfe genannt werden. Diese sind ebenfalls so beschaffen, daß jedes nach seiner Art diese Glückseligkeit genießen kann. Sind nicht alle unsere Sinnen zu Werkzeugen des

Vergnügens und des Genusses gebildet? oder sind wir nicht unter Gegenstände gesetzt, die mit unsern Empfindungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß sie uns stets erquikken und erfreuen? Daß Uebel oder Leiden lebendiger Wesen in der Welt sind, ja in Rücksicht auf die Regeln der göttlichen Weisheit nothwendig seyn müssen, ist nicht zu läugnen. Aber woher kommen diese Uebel? woraus entstehen diese Leiden? —

Adolph. Doch wol aus den Unvollkommenheiten der Menschen?

Vater. Ja! Sie entstehen entweder aus den materiellen, oder geistigen Unvollkommenheiten der Menschen. Daher theilt man das Uebel in materielles und geistiges Uebel ein. Dieses ist entweder Irrthum des Verstandes, welches man logisches Uebel benennt hat, oder Unsittlichkeit des Herzens, welches man moralisches Uebel nennet. Jenes ist physisches Uebel als Leiden lebendiger Wesen; und aus diesem Gesichtspunkte muß man die Vollkommenheiten in der Welt mit den Unvollkommenheiten in derselben messen, und sehen, ob dieser im Verhältnisse zu jenen mehrere sind oder nicht.

nicht. Allein dieß würde uns jetzt zu lange aufhalten, wenn ich euch von dem Uebergewichte der Glückseligkeit in der Welt deutlich und vollkommen belehren wollte. Ich werde es aber bey einer andern Gelegenheit thun. Glaubt mir indessen auf mein Wort, daß weit mehr Vollkommenheiten in der Welt sind, als Unvollkommenheiten; daß die Glückseligkeit das Uebel bey weitem überwiegt.

Gesetzt auch, es wäre mehr Unvollkommenheit und Elend, als Vollkommenheit und Glückseligkeit in der Welt: so würde uns doch immer noch die Frage: „woher kommt diese Vollkommenheit, die ich in der Welt antreffe?" unbeantwortet bleiben, wenn wir nicht sagen, daß die Welt das Werk eines unendlichen Geistes ist. Wir dürfen nur einen oberflächlichen Blick auf die Welt hinwerfen, so sehen wir, daß sie nicht das Werk eines Ungefährs, sondern eines verständigen Geistes ist. Ueberall sind Ideen ausgedrückt, und die ganze Natur trägt das Gepräge einer Denkkraft an sich. Ein unendlicher Geist muß diesen Bau aufgeführt, und durch besondere Eingebungen der Güte so geordnet haben, wie er hier vor uns steht.

Wir kennen, wie ihr wißt, nur zwey Arten von Kräften, die etwas wirken können. Eine Art nämlich wirkt ohne Bewußtseyn, und das sind materielle Kräfte; eine andere Art aber wird durch Ideen, Absichten und Endzwekke bestimmt, welches geistige Kräfte sind. Die Spuren dieser geistigen Kraft kann kein nachdenkender von Vorurtheilen freyer Mensch an jenen Himmelskörpern, an ihrer Gestalt, an dem Abstande ihrer regelmäßigen Bewegung und an der ganzen Zusammensetzung der Welt verkennen; er muß endlich zugestehen, daß in dem Zusammenhange der Materie und in den Verhältnissen ihrer Theile alles auf das Mannichfaltigste auf Leben und Genuß des Vergnügens zusammenstimmt; daß die Ursachen von diesen Wundern in den Absichten einer göttlichen Weisheit, in den Endursachen eines Geistes zu suchen und zu finden sind. Ja,

— wer mit freyem Blick und einem Geist voll Klarheit
Sich in das Ganze wagt, den rührt die höchste Wahrheit,
Dem macht unzweifelhaft der tausendfache Mund
Der zeugenden Natur das Daseyn Gottes kund.

Zwar

Zwar weis das Vorurtheil, das alle Menschen nähren,
Die schönste Ordnung selbst zum Chaos zu verkehren;
Wo lauter Harmonie auf höh're Weisheit führt,
Bleibt ein betäubtes Herz verstockt und ungerührt.

Auf die Sätze, meine Kinder! „daß etwas als gewiß könne und müsse geglaubt werden, ob man gleich von der Unmöglichkeit des Beweises dafür zum voraus überzeugt sey;“ ferner: „wir bedürfen eines Gottes, darum wollen und müssen wir ihn glauben;“ und: „wir sind unsterblich, weil wir es seyn wollen;“ hierauf, sage ich, brauchen wir uns nicht einzulassen! Denn auch die Männer, die dieß behaupten, geben am Ende zu, was wir mit Grunde glauben, und wovon uns die ganze Natur überzeugt. Auch denken wir hier nicht an eine Schöpfung aus Nichts, denn hierüber wißt ihr meine Gedanken schon. Nein! laßt uns lieber sagen: die Materie, woraus diese regelmäßigen Weltkörper geformt worden sind, war von Ewigkeit her in einem regellosen Zustande: aber sie würde auch ewig in diesem Zustande geblieben seyn, wenn nicht von Ewigkeit her eine Gottheit, ein Wesen, das die

Fülle aller möglichen Kraft in sich beschließt, gewesen wäre. Diese Gottheit beschauete das gränzenlose Chaos, und dachte, was daraus gebildet werden könnte. Sie ließ ihre göttliche Kraft in das Chaos herab und setzte es in Bewegung. Wie unendlich größer muß die Kraft des göttlichen Geistes als die Kraft des gesamten Chaos seyn, indem durch einen einzigen Einfluß derselben die unermeßliche Materie bewegt und bezwungen wurde! Die Gottheit theilte die ungeheuere Masse in Erd- und Sonnenkörper ab, gab ihnen gewisse Grade von Festigkeit, hauchte ihnen anziehende und zurücktreibende Kräfte ein, und wies ihnen gewisse Bahnen an, worinne sie vermöge dieser anziehenden und zurücktreibenden Kräfte in alle Ewigkeit sollten erhalten werden. So machte die Gottheit allerley Mischungen, Zusammensetzungen, Organisationen, aber alles nach einem Ideal von Weisheit, durch den Einfluß von Wahrheit und Güte. Eine solche unendliche Kraft mußte vorhanden seyn, wenn die Materie in Bewegung gesetzt werden sollte. Von dieser alles durchdringenden und durchströmenden Kraft, von welcher alle alte Philosophen reden, können wir uns einigermaßen

maßen durch unser eigenes Gefühl überzeugen. Haben wir nicht einen Geist in uns, der, wenn er gewisse Ideen mit einem Grade von Stärke in die körperlichen Werkzeuge einfließen läßt, gewisse Bewegungen in den Muskeln hervorbringt? Eben ein solcher Einfluß der göttlichen Kraft auf die noch ungebildete rohe Materie muß sie so geordnet haben, wie wir sie jetzt vor uns sehen: denn überall finden wir Spuren der Weisheit und Uebereinstimmung der Materie mit dem Zwekke des Lebens und der Glückseligkeit. Was kann also der größte Endzweck des höchsten Wesens, dessen Daseyn von keinem Menschen geläugnet werden kann, bey Anordnung der Dinge gewesen seyn?

Adolph. Die größte mögliche Glückseligkeit!

Vater. Ja! Es lassen sich nur zwey Endzwecke denken: der eine wäre für das höchste Wesen selbst, und der andere für die Geschöpfe. Welchen Endzweck von diesen beyden konnte nun der Schöpfer bey der Anordnung der Welt gehabt haben? Braucht das göttliche Wesen, als ein unendlicher Geist, einen solchen Endzweck, um etwa seine Glückseligkeit

zu vermehren, oder seine Macht, Grösse und Herrlichkeit zu zeigen?

Adolph. Ich glaube nicht. Vielmehr brachte Gott dieß alles zur Glückseligkeit der lebendigen Wesen hervor.

Vater. Richtig! denn das vollkommenste und glücklichste Wesen braucht keine solche Mittel, um seine Glückseligkeit zu vermehren. Es ist ohnedieß schon ganz vollkommen und gleichgroß, ob vernünftige Wesen da sind, oder nicht, ob sie ihn verehren und verherrlichen, oder nicht. Die Tugend, und alles, was zur Verehrung des höchsten Wesens angeordnet ist, ist nicht die Bestimmung des Menschen selbst, sondern es sind nur Mittel zur Glückseligkeit der lebendigen Wesen. Und dazu ist die Welt so vollkommen, als möglich; alles zweckt dahin ab. Aus dem Endzwecke der Welt also, welcher die Beförderung der Glückseligkeit der lebendigen Wesen ist, lassen sich nun auch die göttlichen Eigenschaften, so viel wir deren erkennen können, erklären. Was leuchtet uns dann nun aus der zweckmäßigen Anordnung der vorhandenen Dinge am ersten hervor?

August. Eine unendliche Kraft, welche die materielle Welt so gebildet hat, und dann ein unendlicher Verstand.

Vater. Gut! Es leuchten nicht nur die allerunwidersprechlichsten Zeugnisse von dem Daseyn eines unendlichen Wesens hervor, sondern auch eine unendliche Kraft (Allmacht) und ein unendlicher Verstand dieses höchsten Wesens. Woher schließen wir aber, daß dieses höchste Wesen eine unendliche Kraft haben müsse?

August. Daraus: weil sich das Chaos nicht von selbst bewegen konnte.

Vater. Es mußte also diese Kraft unendlich größer seyn, als alle Kräfte der ganzen würklichen Welt, wenn sie in Bewegung gesetzt werden sollte. Wir sehen aber auch einen unendlichen Verstand der Gottheit, der alles Gute denkt und will. Sie dachte sich in ihrem Verstande alle mögliche Welten, und machte alsdann diese vorhandene Welt so vollkommen, wie sie für endliche Wesen seyn konnte.

Schau't, was ihr seh't, ist Glück; im ganzen Weltgebäude,
Und jedem Theil davon, zielt alles nur auf Freude.

Und hier, wo sonder Ruh im steten Unbestand,
Dieß auswächst, jenes fällt, hält er mit seiner Hand
Die große Kette fest, die alles so verbindet,
Daß man Gott allemal voll Huld und Weisheit findet.

Alle göttliche Eigenschaften, davon ich mich ein andermal mit euch unterhalten will, sind blose Benennungen des göttlichen Verstandes. Jetzt laßt uns diesen Ort verlassen! Eben fällt mir ein, daß mich Herr Kammerrath Lichtenau heute Abends besuchen wollte. Er wird vermuthlich zu Hause auf mich warten.

Vierzehntes Kapitel.

Tanz.

Lotter sprach zu seinen Kindern mit einer solchen Würde, wie es die Lehren, die er vortrug, erforderten. Oefters war er ganz begeistert, und man konnte wohl merken, wie sehr er selbst von den Wahrheiten, die die Ruhe und das

Glück der Lebendigen befördern, überzeugt war. Ob ich gleich Herrn Lotter, der sich gar nicht gern in seinen Erklärungen unterbrechen ließ, mit dem größten Vergnügen zuhörte, ohne ihm in's Wort zu fallen; so glaube ich doch, daß er seinen Grundsätzen, die er in Ansehung des Unterrichts der Jugend angenommen hatte, nicht ganz getreu geblieben, welches ich aber nicht weiter untersuchen will. Wir giengen vergnügt zusammen den Berg herab nach der Stadt zu. Der Weg führte uns vor dem Gasthofe, zur wilden Gans genannt, vorbey, wo eben ein Ball gegeben wurde. Lotter, der von jedem Dinge, das er sah oder hörte, Gelegenheit, etwas nützliches zu sagen, nahm, kam auch auf die Tanzkunst zu sprechen. „Hört einmal, sprach er, wie sich die Leute hier abmartern, um sich ein Vergnügen zu machen. Möchtest du, redete er zu August, der einen großen Hang zum Tanze hatte, nicht auch Theil an diesem Vergnügen nehmen? —

August. Jetzt gewiß nicht! nie bin ich weniger als heute dazu aufgelegt gewesen.

Vater. Da tanzt es sich nun freylich nicht gut. Denn der gesellschaftliche Tanz ist eine natürliche Aeusserung von Lust und Fröhlichkeit.

Adolph. Und wer nicht von Wein und Liebe berauscht ist, der tanzt gewiß schlecht — *)

Vater. Tanzt er aber dennoch gut; so tanzt er, wie er soll und muß. Ich habe in meinen jüngern Jahren, da es mein Stand und meine übrigen Verhältnisse erlaubten, auch gerne getanzt, und ich muß gestehen, daß der Tanz in mancherley Rücksicht anzuempfehlen ist. Daß Tänze auch bey manchen Menschen dem ernsten Nachdenken, der Unschuld des Herzens **) und der Gesundheit des Körpers sehr gefährlich werden können, ist wohl nicht zu leugnen. Allein der Mißbrauch kann doch nicht den guten Gebrauch und Nutzen davon aufheben.

Die Tanzkunst kommt unmittelbar aus der Natur, und leidet keine Anstrengung und leidenschaftliche Ausdrükke. Der Tanzkünstler lauscht der Natur ihre schönsten Ausdrükke im Gesichte und in der Bewegung ab, und lehrt nun

*) Nemo saltat sobrius. *Cic. pro Muraen. c. VI.*

**) Ueber den Tanz, in Rücksicht seiner Wirkung auf das weibliche Herz, in dem 1. Bande des Jahrbuchs für die Menschheit, S. 521.

nun seine Schüler, wie sie ihre Glieder gelenk, ihre Empfindungen, Ausdrükke und Bewegungen der jugendlichen Fröhlichkeit geschmeidig machen sollen. Der Tanzkunst erste Bestimmung also ist, daß sie allen Bewegungen des Körpers eine gewisse ästhetische Vollkommenheit ertheilt; daß sie ferner einen Menschen lehrt, wie er aus seinem einzigen Leibe dreyßig- bis vierzigerley Leiber, und aus seinem einzigen Gesichte eben so viel Figuren und Ausdrükke machen könne, die wahrhaftig ästhetisch sind. Die Tanzkunst kann also mit Recht eine Geberdenkunst genennt werden, wofür sie auch die Alten gehalten haben. Unsere gesellschaftlichen Tänze sind freylich das nicht mehr, denn sie legen uns Zwang auf, und jeder, der sich diesen Zwang nicht gefallen lassen, sondern seine natürliche Fröhlichkeit äussern will, wird selten mit Vergnügen Theil daran nehmen.

Funfzehntes Kapitel.

Schauspiele.

Unter dieser Unterredung waren wir zu Hause angekommen. Es war wirklich an dem, daß Herr Kammerrath Lichtenau schon eine ziemliche Weile auf Herrn Lotter gewartet hatte. Beyde begaben sich in ein Nebenzimmer. Kaum hatten Wilhelmine und Henriette unsre Ankunft vernommen, so kamen sie voller Freude gelaufen, und meldeten, daß Morgen Oronooko, Prinz von Kandien, von der sich daselbst aufhaltenden Schauspielergesellschaft aufgeführt würde. „Ich habe, fuhr Wilhelmine fort, dieses Stück schon gelesen, und die darinne vorgestellte Geschichte hat mir so sehr gefallen und mich so sehr gerührt, daß ich recht sehr wünschte, die Aufführung derselben mit anzusehen. Wollten Sie nicht die Güte haben, Herr Goswin, und ein gutes Wort für uns bey unserm Vater einlegen?“ Die übrigen thaten die nämliche Bitte an mich. Ob ich nun gleich wußte, daß meine Bitte für dießmal kein Gehör finden würde, so konn-

te ich es doch so guten Kindern nicht abschlagen, zumal Wilhelminen — denn Wilhelmine war

Ein himmlisch Mädchen, wie die Liebe zärtlich,
Schön wie der May, entzükkend, wie die Unschuld.
Das beste Herz schlug in der schönsten Brust,
Der schönste Geist sprach aus den sanften Augen,
Von ihrem Munde floß, wie Frühlingsthau
Aus jungen Rosen rinnt, die süße Rede.

Adolph sagte zwar: ich glaube schwerlich, daß wir Erlaubniß, das Schauspiel zu besuchen, erhalten werden; denn wir haben schon zu viel Geld deswegen ausgegeben. Allein erstgenannte Gründe waren doch überwiegender, eine Bitte an den Vater zu thun.

Nachdem Lichtenau Herrn Lotter verlassen, und dieser alleine in seinem Zimmer war, gieng ich zu ihm und trug meine Bitte vor: Allein dießmal konnte sie aus Gründen, die mir vorher schon bekannt waren, nicht erfüllt werden. Indem ich noch mit ihm sprach, kam der Bediente, und meldete, daß wir zum Abendbrodte kommen sollten, welches wir dann auch thaten. Ich gab meinen Eleven zu verstehen,

stehen, daß meine Bitte fruchtlos bleiben würde. Ueber Tische baten die Kinder ihren Vater selbst recht inständig um Erlaubniß. Allein der Vater sprach: „Kinder! ich sehe es recht gerne, wenn ihr Empfindung für die unschuldigen Freuden und Vergnügen des menschlichen Lebens habt, und sie zu unterhalten suchet, zumal wenn es solche Vergnügungen sind, die einen heilsamen Einfluß auf unser Wohl haben können. Allein so bald unsere Vergnügungen so beschaffen sind, daß sie uns an der Ausübung unserer übrigen Pflichten verhindern und unser Vermögen übersteigen; so können sie durchaus nicht erlaubt seyn. Ihr werdet nun leicht einsehen, warum ich euch nicht erlauben kann, das Schauspiel zu besuchen. — Ich bin Zeither eurem Willen nicht zuwider gewesen, wenn ich wußte, daß gute moralische Stükke aufgeführt wurden; ja ich habe euch zuweilen selbst Gelegenheit gegeben, dieses oder jenes Vergnügen zu genießen, weil auch sie ein Bedürfniß des Menschen sind, und immer ernsthafte Geschäfte unsere Gesundheit zerstören würden. Da ich aber vor einigen Tagen einen ansehnlichen Beytrag zur Errichtung eines Armen-

hauses

Hauses gegeben, und noch vorhero mancherley nöthige Ausgaben gehabt habe, so müssen unsere mit Aufwand verknüpfte Vergnügungen eine Zeitlang eingestellt werden – und ich weis, daß ihr euch dieses gerne gefallen laßt – nicht wahr?"

Kinder. O ja, lieber Vater! wenn Sie es so für gut befinden.

Mutter. (sich verstellend) Warum wollt ihr denn so gerne in das Schauspiel? Wißt ihr denn nicht mehr, was ihr mir nur gestern erst davon vorgelesen habt? Wie da mit den Schauspielern übel gespielt wurde? —

August. Ja! lieber Vater! ist es denn wahr, daß das Schauspiel mehr Schaden als Nutzen stiftet?

Vater. Woher diese Frage? mein Sohn!

August. Ich las vor einigen Tagen in einem Buche *), worinne nicht zum Besten von den Schauspielern gesprochen wurde; ja, sie wurden sogar Verderber und Verderberinnen der Söhne und Töchter genannt.

Adolph.

*) C. Meiners Briefe über die Schweiz, im 2ten Theile, S. 200.

Adolph. Auch ich habe neulich so was Aehnliches gelesen. Da wurde nicht nur das Verderbniß der Sitten der Einführung des Theaters Schuld gegeben, sondern auch gesagt, daß das Theater in sich gar keine Würde habe; daß schon in dem Worte Schauspiel und allen seinen Derivaten ein unverkennbarer Ausdruck von Geringfügigkeit liege — *)

Henriette. Ja, wenn das wahr wäre, so sollte mich gewiß kein Mensch mehr im Schauspielhause sehen.

Vater. Es kommt darauf an, meine Kinder! aus was für einem Gesichtspunkte jene Männer die Schauspiele betrachtet haben, und man kann ihnen nicht ganz Unrecht geben. Ohne mich aber über ihre Meynung zu erklären, will ich euch die Meinige bekannt machen, und euch alsdann selbst urtheilen lassen. Ihr hättet aber auch schon meine Gedanken hierüber daraus abnehmen können, daß ich, als Vater, es euch erlaubt habe, gute Schauspiele zu besuchen; daß ich selbst, wenn es meine

*) (J. G. Müller's) Komische Romane, aus den Papieren des braunen Mannes ꝛc. im 6ten Bande, S. 106. 107. 119.

meine Geschäfte erlaubten, euch dahin begleitet habe. —

Daß gute Schauspiele ihren unverkennbaten Werth und Nutzen haben können, ist wohl unter allen Vernünftigen ausgemacht. Denn es giebt Wahrheiten, die man den Leuten nicht von der Kanzel herab, nicht der frühern Jugend in der Schule sagen kann; Wahrheiten, die man nicht den Fürsten sagen — kann, und die doch nicht dürfen verschwiegen werden, wenn der Mensch (und Menschen sind wir doch wol alle?) von seinen Thorheiten und Lastern geheilt werden soll. Hierzu ist das Schauspiel ein vortreffliches Mittel. Denn da können Thorheiten und Laster in ihrer ganzen Häßlichkeit, und ihre schreckliche Folgen ganz deutlich dem Zuschauer vor Augen gelegt werden, die ausserdem viele nicht für das, was sie doch eigentlich sind, erkennen und halten würden. Sodann machen auch redende und handelnde Beyspiele von Tugend und Laster einen weit lebhaftern Eindruck auf das Herz des Menschen, als eine blos hergesagte, oft sehr schlecht hergebetete — moralische Rede. Ich kann euch hierüber nichts besseres

sagen, als was schon ein sehr ernsthafter und ädeldenkender Mann *) in einer seiner Predigten gesagt hat: „Ich weis, spricht er unter andern, was die Schauspiele seyn und wirken könnten, wenn sie stets und in allen Absichten das wären, was sie seyn sollten. Ich sehe es mit Ueberzeugung ein, welche kräftige Mittel sie seyn könnten und zum Theil wirklich sind, dem Zuschauer ädle Gesinnungen einzuflößen; die Empfindsamkeit seines Herzens zu nähren; manche noch schlafende Kräfte in seiner Seele zu erwekken; Mitleiden, Menschenliebe, Großmuth, Menschenkenntniß zu befördern; den Reitz der Tugend und die Schändlichkeit des Lasters anschauend zu machen; das Gefühl der natürlichen Freyheit zu beleben und anzufeuern; den Mächtigen, der seine Macht mißbraucht, den Mann, der unmännlich handelt, den freyen Menschen, der sklavisch denkt, zu brandmarken, und manche Fehler, die weder bürgerliche noch Religionsgesetze verbieten und strafen können, und die doch die Ordnung und das Vergnügen

*) G. J. Zollikofer in den Betrachtungen über das Uebel in der Welt, S. 122.

gen der Gesellschaft stören und selbst moralisch böse Folgen haben können, solche Fehler dem Spotte und dem Gelächter Preis zu geben, und sie dadurch verächtlich zu machen. Dieß alles können unstreitig gute Schauspiele wirken, und sie würden es in einem weit höhern Grade wirken, wenn man in Absicht auf ihre Wahl und ihren ganzen Innhalt mehr Strenge beobachtete."

So redete dieser würdige Mann von dem Schauspiele auf der Kanzel, und ich bin mit ihm hierinne völlig einig. Ich möchte also nicht mit jenen angeführten Männern alle Schauspiele und Schauspieler in eine Klasse werfen; ich halte den guten und geschickten Schauspieler für den Mann, der alle seine Figuren, die auf dem Theater vorkommen, für den Sinn des Auges, des Ohres und für das Herz bildet. Dieß ist in der That nichts leichtes! Alle Figuren in dem Schauspiele müssen Geist, Verstand, menschliche Verhältnisse und Rede haben, und von dem Schauspieler ästhetisch dargestellt werden. Die Geberden und Bewegungen müssen aber auch komisch seyn, nicht alltäglich, denn sonst ist

es kein Schauspiel. Das Schauspiel, das seiner ersten Einwirkung nach für den Sinn des Gesichts ist, ist eine Reihe von mehrern Bildern, die auf einander folgen.

Wilhelmine. So könnte es ja wohl auch ein Gemälde genennt werden?

Vater. Nein! Das Schauspiel geht aber von der Malerey aus. Das Gemälde stellt die Bilder neben einander auf; das Schauspiel aber läßt sie auf einander folgen. Wie der Maler die größte Aufmerksamkeit auf die Beleuchtung, auf die Stellung der komischen und heroischen Figuren und auf die Kleidung, welche ästhetisch seyn muß, richtet; eben so wird es auch der gute Schauspieler machen müssen; er wird den Raum des Schauplatzes, die Verzierungen, Geräthschaften und Geschirre so einrichten, daß sie auf dem Schauplatze erscheinen können; er wird sie ästhetisch machen. Alle gemeine Dinge, die alltäglich sind, dürfen nicht auf dem Theater erscheinen, denn das Schauspiel soll ja ein lebendiges, sprechendes, handelndes und denkendes Gemälde seyn. Auch gehören solche Dinge, die der Maler nicht malen kann, nicht auf

das Theater; keine hingerichtete Personen, deren blutender Körper dem Zuschauer Ekel verursacht; keine Verbrecher, die Spißruthen laufen ꝛc. Das alles gehört nicht auf das Theater, und kein Vernünftiger wird der Schauspielkunst solche Gemälde zumuthen. Sollen aber sterbende Personen vorgestellt werden, so müssen sie nicht so, wie es gewöhnlich geschieht, auf der Erde liegen, wo der Zuschauer gar keinen Ausdruck vom Tode sehen kann. Hierzu gehört ausserordentlich viel Kunst. Es würde mich zu weit führen, wenn ich euch mehreres hiervon sagen wollte. Ich wollte euch nur zeigen, daß ich von guten Schauspielern eine gute Idee habe, und daß sie mehr Nutzen stiften, als mancher im schwarzen Rocke und Kragen, der sich über alles aufhält, wovon er nichts versteht.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Spiel für große und kleine Kinder.

Bey diesem Gespräche wandelte manchen unter uns eine gewisse Schläfrigkeit an. Da dieß der Vater merkte, stund er auf, und sagte, daß wir uns nun zur Ruhe legen sollten.

Des folgenden Tages nach der Mittagsmalzeit schlug der Vater eine Unterhaltung vor, die die Verdauung befördern sollte. Lotter war überhaupt gewohnt, nach dem Essen sich auf eine kurze Zeit mit den Seinigen auf eine angenehme und scherzhafte Art zu unterhalten. Bald war es eine bloße Unterredung, bald ein kurzer Spaziergang, bald ein Spiel, wobey er immer selbst zugegen war, oder auch selbst Theil daran nahm, wenn es seine Verhältnisse gestatteten. Ich will nicht hoffen, daß Jemand das Verhalten dieses guten Vaters, dessen einzige Freude es war, wenn er unter seinen Kindern seyn konnte, tadeln wird. Sollte es aber doch Jemanden auffallen, so muß ich diesem sagen, was ein eben

so

so großer König, als weiser und guter Vater in diesen Umständen that. Ich meyne Heinrich IV. König von Frankreich.

Der große Heinrich kroch auf allen Vieren
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
Im Saal umher. Schnell öffnen sich die Thüren;
Der Abgesandte von Madrit
Erscheinet im Gemach, und sieht ihn galloppiren.
„Herr, sind Sie Vater?“ ruft der Held mit heiterm Muth,
Und liegt noch immer auf den Händen.
Ja, Sir! antwortet ihm der Don. — „Gut! gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.“

Diese Stunde, sprach Lotter, soll blos dem Scherz und Spaß gewidmet seyn. —

Henriette. Wie meynen Sie das? lieber Vater!

Vater. Ich meyne jedes von uns soll etwas Scherzhaftes oder etwas Spaßhaftes sagen, und uns damit unterhalten.

Henriette. Aber wer nun nichts von dem zu sagen weis?

Vater. Es wird euch schon etwas von dem, was ihr diese Zeit über gelesen habt, einfallen. Zuvor aber muß ich euch sagen,

was Scherz und Spaß ist, denn das eine darf nicht mit dem andern verwechselt werden. Das Wesen des Scherzhaften sowohl als des Spaßhaften bestehet aus gemischten Empfindungen, doch so, daß bey dem ersten das Vergnügende nachfolgt, und also überwiegender ist; bey dem letzten aber folgt das Mißvergnügende nach, und überwiegt also das vorhergegangene Vergnügen. Ersteres ist eigentlich Scherz, und letzteres ist Spaß. Wenn z. B. Jemand Anstalten macht, euch zu schlagen, und am Ende streichelt er euch, so ist dieß Scherz. Wenn euch hingegen Jemand streicheln will, und am Ende schlägt er euch, so ist es Spaß. Ihr könnt hieraus zugleich sehen, ob man lieber scherzen, als spaßen soll. —

Henriette. Gestern hatte ich einen Veilchenstrauß vor mir auf dem Tische liegen, da kam Pastors Louis gelaufen, und that, als wenn er mir ihn nehmen wollte, aber er gab mir denselben gleich wieder zurück, da er meine Verlegenheit merkte; und nun wollte er sich bald todt lachen: das war wol auch Scherz? lieber Vater!

Vater.

Vater. Du hast Recht, meine Liebe! Wenn uns ein Mißvergnügen gedroht wird, und es verwandelt sich in Vergnügen, so ist es Scherz. Wenn uns aber ein Vergnügen angekündigt wird, und es wird am Ende Mißvergnügen daraus, so ist dieß nicht Scherz, sondern Spaß.

Wilhelmine. Heute früh machte mir Johann auch einen solchen Spaß —

Vater. Und worinn bestand denn der?

Wilhelmine. Da er mich heute früh frisirte, sagte er zu mir, er wolle mir ein recht schönes ganz neues Buch, das er gestern erst von seinem Herrn Beichtvater zum Geschenke erhalten, zu lesen geben. Ich fragte nach dem Titel; „der Titel heißt: Modebetrachtungen," sagte er hierauf. Ich war begierig dieß Buch zu sehen und freute mich schon recht sehr darauf; ja, ich konnte nicht einmal warten, bis er mich ganz frisirt hatte, sondern schickte ihn gleich hinter in seine Stube, und ließ mir dieß Buch bringen. Als ich den Titel ansahe — ja ich hätte es ihm vor Verdruß an den Kopf werfen mögen — denken Sie nur! es waren Gözens Todesbetrachtungen.

Ich warf es bey Seite, ohne mir merken zu lassen, daß es mich verdrossen habe.

Vater. Das war Spaß, und den kann man ja wohl einem Bedienten verzeihen, aber gebildete Menschen müssen nicht spaßen, sondern scherzen. Vielleicht hat auch Johann nicht spaßen wollen; hat gewiß statt Todesbetrachtungen, Modebetrachtungen gelesen, wie es bey solchen Leuten öfters zu gehen pflegt.

Wilhelmine. Nein, lieber Vater! ich sahe im Spiegel sein höhnisches Lächeln, da ich den Titel las.

Vater. Lassen wir das! — In der Musik würde das Scherz seyn, wenn es erst pathetisch und ernsthaft gienge, und nun auf einmal von dem Texte abgesprungen würde, und etwas ganz lustiges angienge. Dieß ist dem Künstler erlaubt. Hingegen darf er nicht mit seinen Zuhörern, oder Zuschauern spaßen. Wenn z. B. der Violinspieler auf einmal anfienge, auf dem Stege zu spielen, oder der Opernsänger sich unterstünde, mitten im Stükke fortzulaufen, so verdiente das hart gestraft zu werden. Dem Dichter aber ist es erlaubt,

mit seinen Personen Spaß zu treiben, denn da vergnügt der Spaß, wenn man ihn lieset. Wenn z. B. ein verliebter Dorfpfarrer seiner Heurathsangelegenheiten wegen in mancherley verdrießliche Lagen versetzt wird, wie in Thümmels Wilhelmine; oder wenn Cervantes seinen Sancho oft Spaß machen läßt und seinen Helden in die schlimmsten Lagen bringt; so macht uns alles das Vergnügen und kein Mißvergnügen. Ein Gedicht würde scherzhaft seyn, wenn es mit einer sehr ernsthaften Materie begönne, und am Ende sich mit drolligsten Einfällen schlösse; wenn etwas ganz unverhofftes käme. Umgekehrt aber würde es ein spaßhaftes Gedicht seyn. Solcher Gedichte haben wir verschiedene, die man in guten Dichtern hier und da zerstreut findet. Und nun wollen wir sehen, wer von uns aus seiner Lektüre dergleichen scherz- und spaßhaften Gedichte, wenn es auch nur Einfälle von der Art wären, gemerkt hat. Jeder von uns soll wenigstens etwas zum allgemeinen Vergnügen mit beytragen, ich und Herr Goswin nicht ausgenommen —

„Recht gerne! antwortete ich. Aber erlauben Sie mir erst noch eine Frage!“

Vater.

Vater. Und diese wäre?

Ich. Hat man nicht auch scherzhafte Gemälde und Kupferstiche? Sollte jenes Gemälde dort an der Wand —

Vater. Es ist gut, daß Sie mich daran erinnert haben! Man hat gute scherzhafte Gemälde. Scherz in Gemälden würde seyn, wenn man etwas trauriges sähe, und gleich daneben etwas, das uns Freude und Vergnügen machte. Dort auf jenem Gemälde sieht man erstlich, wie die Nymphen den Amor binden — und gleich daneben stekken sie ihn in einen Vogelbauer. — Hier überwiegt das Vergnügen das erst empfundene Mißvergnügen, und das ist Scherz. — Nun, meine Kinder! habt ihr euch auf etwas besonnen?

Alle. O ja! o ja!

Vater. Nur eins nach dem andern! Es soll von unten angehen. Henriette macht den Anfang.

Henriette.

Lamprecht, der Gelehrte, wacht,
Winkt gleich späte Mitternacht
Alle Welt zur Ruh;
Sitzt bey spätem Lampenschein
Noch Gedankenvoll allein,
Flickt sich Strümpf' und Schuh.

Vater. Da seht einmal! Das hätte ich nicht bey dir gesucht! Ich glaubte, du würdest eins aus deinem Lieblingsdichter, Gellert, bringen.

August. Ich bringe aber eins daher!

Vater. Nun so lasse hören?

August.

Beaten fiel heut' ein Vermögen
Von Tonnengolds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'.

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glükke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krükke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brodt.

Vater. Dieß war auch gut! Adolph wird sich wohl ein Gedichtchen aus dem Horaz ausgesucht haben!

Adolph. Nein! Ich kann mich jetzt auf gar keins mehr besinnen, das ich auswendig wüßte, und das nicht schon da gewesen wäre. —

Vater.

Vater.

Ja, ja! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein! —
Nicht wahr?

Adolph. Ist denn auch etwas prosaisches herzusagen erlaubt?

Vater. Warum nicht? wenn es nur hieher paßt!

Adolph. Nun gut! das kann ich. Also: Der Untreue, der Gottlose, der Nichtswürdige — — sprach sie. „Laß nur jetzt diese Beynamen weg — —“ Ach ich bin ein gewissenhafter Historikus. — Seine Flucht bringt mich ums Leben. Sie stand in vollem Eifer auf, ergriff ihr Porcellain, warf es zur Erde, zerriß ihre Bilder, schmiß ihre ganze Meubeln zum Fenster hinaus und sich selbst warf sie — —

„Sich selbst — — Wohin? Wohin?“

In Großvaterstuhl. —

Henriette. Das war doch auch schön, ob es gleich nicht in Versen war. Ah! da kommt die Mama! Diese muß auch so was Unerwartetes sagen! Nicht wahr?

Mutter.

Mutter. O ja! ich muß aber erst ein wenig mit zuhören, um zu sehen, was ihr hier für eine Unterhaltung habt.

Heinriette. Es ist recht leicht, liebe Mama! Es sagt jedes etwas Scherzhaftes oder Spaßhaftes — —

Wilhelmine. Es mag nun in Versen, oder in Prosa seyn.

Mutter. Nun, ich will sehen, ob mir etwas einfällt. An wem ist denn jetzt die Reihe? —

Wilhelmine. An mir wird es stehen!

Gewiß! der ist Beklagens werth,
Den seine Göttin nicht erhört;
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos seyn,
Und weinen, girren, winseln, schrey'n,
Sich martern und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedrill,
Grausame, die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblassen.
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf
Und guckt dort in die Gassen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bald als er Essen sah' und roch,
Befragt er sich: Wie leb' ich noch?
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
O Liebe! sagt' er, deiner Wuth
Weih' ich den Mordstahl und mein Blut:
Und fieng an Brodt zu schneiden.

Nach glücklich eingenomm'nem Mal
Erwägt er seine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu seyn,
Sich noch die zweyte reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach! was kann betrübter seyn!
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: Wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in sein Bett' und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.

Adolph. Das hätte ich auch wissen können, wenn es mir gleich eingefallen wäre.

Hen=

Heinriette. Nun, liebe Mama! haben Sie sich noch auf keins besonnen?

Mutter. Ja! Ich weis aber nicht, ob ihr das von dem Freyherrn, der Alters wegen nicht gut mehr sehen konnte, schon gehört habt?

August. Nein! das ist noch nicht da gewesen.

Mutter. So will ich es sagen; es ist aber sehr klein.

Heinriette. Das schadet nichts!

Mutter. Dieser Herr mußte sich wegen seiner blöden Augen einer Brille bedienen. Er wollte in diesen Umständen ein junges Mädchen, Namens Finette, heurathen. Allein

Behüte! sprach Finette,
Verschworen nur mir keinen Mann zu frey'n,
Der so, wie Eure Gnaden pflegt,
Die Augen in der Tasche trägt. —

Heinriette. Das war niedlich! Nun ist Herr Goswin und der Vater noch übrig!

Goswin.

O Jüngling! lern' aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyspiel wohlerzog'ner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn flieh'n.
Ja, schreit er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entzieh'n.

Er reiss't den Degen aus der Scheide,
Und --- o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein. ---

Vater. Alles gieng ja recht gut! Nun werde ich als der älteste unter euch mit zwey ähnlichen Gedichtchen unsere Unterhaltung für dießmal endigen. Das erste lautet also:

Ein Heer der Guelfen warf Bombarden ohne Zahl,
Schnell wie der Blitz, und wirksam, wie sein Strahl,
Auf stolze Tempel und auf marmorne Palläste,
Der alten königlichen Veste.

„Um

„Um Gotteswillen, rief der tapfre General,
Der Dohm ist schon im Brand, der Flammen Fluth strömt heller,
Eins rettet, das Archiv; --- wo ist der Archivar?"
Der Archivar? der Archivar?
Wo soll er seyn? da, wo er immer war.
„Und wo?" Er sitzt --- „Wo sitzt er denn?" im Keller.
„Was thut er da?" Er löscht. „Wie kann das möglich seyn?
Was löscht er?" Seinen Durst mit ächtem Cypernwein.

Das zweyte und letzte ist:

Herr Velt beweist aus vielen Gründen,
Daß in der Sonnenwelt kein Vakuum *) zu finden.
Doch ward der Einwurf ihm dabey gemacht:
„Sie haben sicher nicht an ihren Kopf gedacht!"---

Es ist nunmehr Zeit, daß wir an unsere Geschäfte gehen.

---

*) Leerer Raum.

Siebenzehntes Kapitel.

Fabel.

Ich war gewohnt, mit meinen Eleven immer auf das freye Feld zu gehen, wo wir uns öfters mit den fleißigen Landleuten, die mit der Bestellung ihrer Aekker beschäftigt waren, unterhielten. Ich machte sie bey solchen Gelegenheiten mit mancherley Gegenständen in der Natur bekannt; sagte ihnen den künstlichen oder natürlichen Ursprung derselben, die Personen, die daran arbeiteten, die Orte, wo sie zu finden, ihre Theile, Eigenschaften und Kräfte, deren Gebrauch oder Mißbrauch, die Veränderlichkeit und den Untergang derselben. Sehr oft gaben uns solche Gegenstände Gelegenheit, von einer von denselben ganz ent fernten Materie zu reden. Diese Art des Unterrichts schien jedem sehr angenehm zu seyn, selbst Wilhelmine war öfters unsere Begleiterin, ob ich sie gleich nur im Clavier und in der französischen Sprache zu unterrichten hatte. Ich weis nicht, ob Herr Zimmermann Recht hat, wenn er sagt: „Wer Gelegen-

legenheit hat, feuerfänglichen Damen in irgend einer Sache Unterricht zu geben, kommt immer weiter als man glaubt" — *) Genug, Wilhelmine war bey unserm Unterrichte mehrentheils zugegen —

Eines Tages, da ich mit meinen Zöglingen einen Spaziergang in das nahegelegene Gehölze machte, vermehrte Wilhelmine ebenfalls unsere Gesellschaft. Kaum waren wir zur Stadt herausgegangen und in die schattigte Lindenallee getreten, als Wilhelmine ein schön gebundenes Buch aus der Tasche zog, und darinn zu lesen anfieng. Der Trieb, sich andern mitzutheilen, machte bald, daß sie sich erbot, etwas daraus vorzulesen. Als ich sie fragte, was es für ein Buch sey? antwortete sie mir: „Es sind Lichtwehr's Fabeln." Gut! und damit es Ihnen nicht zu beschwerlich werde, soll jeder von uns eine Fabel lesen. „Schön! ich mache also den Anfang." Fast jedes von uns hatte bereits zwey Fabeln daraus vorgelesen: allein da die Verse gar nicht

*) J. G. Zimmermann über die Einsamkeit. I. Th. S. 272.

nicht gefallen wollten, so blieben wir bey folgender Fabel, die August vorlas, stehen, und unterhielten uns von der Fabel überhaupt.

Das aus der Erde wachsende Lamm.

Als die Natur den Pflanz'n und Thieren
Das Daseyn gab, so fiel ihr ein,
Von Zwitterart eins aufzuführen,
Halb soll es Thier, halb Pflanze seyn.

Um dieses Unding auszubrüten,
Wuchs aus der Erd' ein kurzer Stamm,
Der Frühling gab ihm Laub und Blüthen,
Der Herbst anstatt der Frucht ein Lamm.

Nichts war an ihm vom Kopf zum Schwanze,
Das nicht dem Wollenviehe glich,
Von unten blieb es eine Pflanze,
Doch Haupt und Hals bewegten sich.

Es zeigte sich die Lust zur Weide;
Zwey Feldgewächse stunden da,
Das Schaf ergriff und fraß sie beyde,
Daß man auch ihre Spur nicht sah'.

„Vernimm, daß es dich reuen werde,
Rief ihm allhier ein Kohlhaupt zu,
Sind wir nicht Kinder einer Erde,
Und wurzeln, wachsen, blüh'n, wie du?

Genieße mäßig unsrer Blätter,
Nur friß uns nicht mit Stumpf und Stiel!"
Das Schaf war taub, es fraß den Vetter,
Den Vetter der ihm auch gefiel.

Was um ihn stund, das ward verheeret,
Die Strafe folgt auf seinen Schmaus,
Als es das Land um sich verheeret,
So dörrt es selbst für Hunger aus.

* * *

Man sollte ja beynahe schwören,
Daß manche Fürsten Lämmer wären.

Heinriette. Jedes hat nun zwey Fabeln gelesen, und ich nur eine! Wollten Sie mir nicht erlauben, daß ich auch noch eine aus meinem Lieblingsdichter hersagte? Ich kann einige auswendig!

Ich. Recht gerne! zwey für eine —

Heinriette. Der Zeisig und die Nachtigall. Die kann ich recht gut!

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damon's Fenster
hiengen.
Die Nachtigall fieng an ihr reizend Lied zu singen;
Und Damon's kleinem Sohn gefiel der süße
Schall.

„Ach welcher singt von beyden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!“
Der Vater macht ihm diese Freude,
Und nimmt die Vögel gleich herein;
Hier, spricht er, sind sie alle beyde!
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getrau'st du dich mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen;
Schnell weist er auf den Zeisig hin:
„Der ist's! das seh' ich gleich; so klein ich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder,
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts kluges singen kann.“

* * *

Das Kind schloß fehl. Doch dessen Fehl ist größer,
Der auf der Menschen Werth aus ihren Kleidern schließt,
Denn so geputzt ein junger Herr auch ist,
So ist er drum nicht klüger oder besser.

Welche von den beyden letztern Fabeln gefällt Ihnen am meisten, die Lichtwehrsche oder die Gellertsche? fragte ich Wilhelminen.

Wilhelmine. Die erste gefällt mir der Erfindung nach viel besser, als die letzte. Denn diese scheint mir nur für Kinder gemacht zu seyn.

Ich.

Ich. Sie sind meiner Meynung! Mir gefällt auch die von Lichtwehr besser, als die von Gellert, obgleich letzterer bessere Verse macht als ersterer.

Wilhelmine. Was ist denn eigentlich die Fabel?

Ich. Die Fabel ist eine allegorische Erzählung, zu dem Endzwekke, damit dadurch ein moralischer Satz in ein gewisses Licht gestellt werde. Nun giebt es aber zweyerley Fabeln, allegorische und parabolische.

Adolph. Was ist denn eine allegorische Fabel?

Ich. Die allegorische Fabel ist die, welche eine sehr entfernte Aehnlichkeit zwischen dem Satze, der erläutert werden soll, und zwischen dem Bilde, enthält.

August. Und die parabolische?

Ich. Die parabolische Fabel ist die, wo zwischen dem Bilde und dem Satze eine sehr nahe Aehnlichkeit ist. Wer kann mir nun sagen, unter welche Classe von Fabeln jene Gellertsche gehört?

Adolph. Unter die parabolischen Fabeln!

Ich.

Ich. Und die Lichtwehrsche?

August. Unter die allegorischen!

Ich. Die allegorischen Fabeln haben weit mehr Verdienst, als die parabolischen, denn sie geben durch eine Vergleichung einem moralischen Satze eine größere Stärke und empfehlen sich auch von Seiten des Witzes. Das wahre Verdienst einer Fabel bestehet in der Erdichtung eines Bildes, welches aber blos um des Satzes willen da ist. Es kann also nicht die bloße Manier, sondern die Erfindung, den Fabeldichter machen.

August. Also gehören wohl Aesop's Fabeln unter die parabolischen?

Ich. Nicht anders! Aesop lebte zu einer Zeit, oder die sogenannten äsopischen Fabeln wurden zu einer Zeit geschrieben, wo die Griechen noch Kinder waren; wo man parabolische, kindische Fabeln schreiben, wo man ihnen bildliche Sittenlehren vortragen mußte. Bey Kindern hilft man durch eine parabolische Fabel der Wahrheit gelegentlich mit fort; man darf es ihnen nicht wissen lassen, daß man ihnen eine Wahrheit sagen will, sondern man muß ihnen dieselbe in einer parabolischen Fabel

bel gleichsam zum Zeitvertreibe erzählen und beybringen. Gellert, von dessen sogenannten Fabeln sich nur sehr wenige den eigentlichen Fabeln nähern, sondern mehrentheils Erzählungen sind, war in dem nämlichen Falle, in welchem Aesop zu seiner Zeit und bey seinen Landsleuten war. In unserm Zeitalter aber sollte man mehr allegorische Fabeln machen, denn bey Männern macht man einen Plan und tritt gerade mit der Wahrheit auf; und nur dann ist eine Fabel am vollkommensten, wenn sie dazu beyträgt, die Wahrheit zu befördern. Eine solche ist die zuletzt vorgelesene Lichtwehrsche Fabel.

Adolph. Rechnet man nicht die Fabel zum epischen Gedichte?

Ich. Die Fabel kann man nicht zum epischen Gedichte rechnen, denn das erfordert eine Handlung, Einleitung, Verwickelung und Aufschluß. Auch muß die Handlung vollendet seyn. Dieß alles ist aber in der Fabel nicht nöthig; es ist nichts als ein Bruchstück darinne. Auch kann die Fabel nicht zu der Erzählung gerechnet werden, denn da ist die Handlung blos um ihrer selbst willen da; in

der Fabel aber ist die kleine Thatsache, welche darinne erscheint, nicht um ihrer selbst willen da, sondern um eines moralischen Satzes willen, der in ein gewisses ästhetisches Licht gesetzt werden soll. Sie kann mit mehrerm Rechte zu dem philosophischen Gedichte gerechnet werden.

In der allegorischen Fabel werden Wahrheiten der moralischen Welt aus der körperlichen Welt erläutert. In der parabolischen Fabel aber werden Wahrheiten der körperlichen Welt wieder aus der körperlichen Welt erläutert.

Die Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften denken hierüber sehr verschieden. Lessing, Engel und Herder verdienen hierüber nachgelesen zu werden, obgleich jeder anders hierüber urtheilt. *)

Acht-

*) G. E. Lessings Fabeln, nebst Abhandlung mit dieser Dichtungsart verwandten Innhalts, 2te Aufl. Berlin, 1777. 8. (J. J. Engel) Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt. 1. Th. Berlin und Stettin, 1783. 8. S. 25. ꝛc. J. G. Herder's zerstreute Blätter, 3te Samml. S. 87.

Achtzehntes Kapitel.

Niedlich. Ein blinder Mann.

Wir kamen auf unserm Spazierwege vor dem Garten des Herrn Kammerraths Lichtenau vorbey, welcher nicht weit von dem Gehölze lag, auf welches wir zugiengen. Lichtenau's Töchter waren in Lotters Hause gut bekannt und die besten Freundinnen Wilhelminens. Sobald uns diese gewahr wurden, baten sie uns, zu ihnen in den Garten zu kommen. Wir thaten es auch. Da ich aber nicht lange hier zu verweilen gesonnen war, machten wir bald wieder Aufbruch. Wilhelmine und Heinriette mußten indessen doch bleiben, so gerne sie uns auch begleitet hätten. Wir versprachen, sie bey unserm Rückwege wieder hier abzurufen, welches sie denn auch zufrieden waren.

Adolph. Es ist wahr, Lichtenau's Julchen ist ein recht kleines niedliches und schönes Kind —

August. Es ist auch erst 4 Jahre alt.

Adolph. Als ich in den Garten trat, brachte es mir gleich dieses Vergißmeinnichtsträußchen entgegen und sagte: da nimm lieber Adolph! und putze dich damit! — Ich weis nicht, warum ich an dem Kleinen überhaupt, und an den Kindern insbesondere ein so großes Gefallen finde.

Ich. Wir finden darum Gefallen an dem kleinen Schönen, weil es sich unserer Kraft zu unterwerfen scheint, uns gar nicht drohet, und auf alle Weise zu erkennen giebt, daß es unvermögender ist, als wir. Dieß hängt auf's genaueste mit unserer Neigung und Ehrliebe zusammen. Und dieser Einfluß des Stolzes macht, daß wir ein so großes Vergnügen empfinden. Auch ist alles, was klein ist, gewissermaßen mit den Vollkommenheiten verbunden, die wir mit dem Vergnügen der Hoffnung empfinden. Z. B. Kinder mit vorzüglichen Talenten werden von ihren Aeltern, am meisten von Müttern, und Frauen überhaupt, ganz besonders geliebt, denn hier tritt die Hoffnung mit ein, daß diese Kinder nicht nur an Körper, sondern auch an Talenten einstens wachsen werden.

August. Aber andere kleine Dinge, die eigentlich nicht schön sind, gefallen doch auch, ob sie gleich keine Hoffnung —

Ich. Sie gefallen, das ist wahr. Aber so angenehm sind sie uns nicht, wenn sie blos klein sind, ohne schön zu seyn, und ohne jene Eigenschaften zu besitzen. Man nennt diese Dinge niedlich. Es ist dieß das Kleine, welches uns dadurch in Verwunderung setzt, daß es die Eigenschaften des Großen nachahmt, ohne die Kraft desselben zu besitzen. Es ist, damit ich es kurz sage, die Aehnlichkeit des Kleinen mit dem Großen ohne desselben Kraft. Dieses Kleine muß eben nicht schön seyn, aber es muß auch nichts Widriges an sich haben. Ein Vogelbauer z. B. ist nichts schönes. Aber ein Vogelbauer, so klein, wie ein Würfel, ist niedlich, ob es gleich nichts schönes ist. Eine Kröte, wenn sie auch noch so klein wäre, würde nicht niedlich seyn, weil es etwas Widriges an sich hat. Ersteres kann noch gefallen, letzteres aber nicht.

Nunmehr hatten wir uns dem kleinen Walde völlig genähert. Wir giengen in denselben und suchten allerhand Sträucher und Kräuter,

welche August, der ein großer Liebhaber von Kräutersammeln war, trocknen und aufbewahren wollte. Nachdem wir ungefähr eine Stunde in den Gebüschen herumgekrochen und dabey auch ziemlich müde geworden waren, kehrten wir unter allerhand Gesprächen wieder um, und giengen auf Lichtenau's Garten zu, um Wilhelminen und Heinrietten abzurufen. Ehe wir aber noch dahin kamen, trafen wir auf dem Wege einen blinden Mann an, der sich an einem Stocke von seiner Frau, die ein Kind auf dem Rücken trug, leiten ließ. So bald uns die Frau nahe genug glaubte, blieb sie stehen, und überreichte ihrem Manne eine Cyther, welcher sogleich zu spielen anfieng. „Guter Mann! sagte ich, lasse Er das Spielen hier auf der Straße! Komme Er mit uns in diesen Garten, da kann Er vielleicht mit größerem Vortheile spielen, wenn Er ja etwas spielen will.“ Wir giengen voran, und die Frau brachte ihren Mann, der ein Soldat gewesen war, nachgeführt. Wir wiesen diesen Armen einen Sitz an, gaben ihnen etwas zur Erquikkung und jeder suchte sich nun auch einen Sitz, um diesem Manne zuzuhören, welcher folgendes sehr schöne auf seinen Zustand passende

Lied

Lied spielte und dazu sang. Seine Frau accompagnirte zuweilen.

Habt Mitleid, Theuerste! mit mir,
Erbarmet euch des Weibes hier,
Und dieses siechen Knaben!
Vom Hunger matt, vor Frost erstarrt,
Da schneller Tod sonst unser harrt,
Fleh'n wir um kleine Gaben.

Zur Arbeit fehlt es mir an Kraft,
Sonst hätt' ich selbst mir Rath geschafft,
Nie Bettelbrodt begehret.
Mir ist des Bluts zu viel entströmt,
Der Arm von Feindeshieb gelähmt,
Dieß hat mich fleh'n gelehret.

Mein Fürst verkauft, um reiches Gold,
Bey Schaaren uns in fremden Sold,
Wer weis, mit wem, zu fechten.
Man trieb uns, zähnenknirschend, aus,
Im Rücken blieb uns Haab' und Haus,
Wer darf mit Fürsten rechten? —

Mir ward aus Gnade noch erlaubt,
Dieß Weib, das mir mein Herz geraubt,
Mit auf den Marsch zu nehmen;
Im fernen Land gebar sie mir,
Das arme, kleine Knäbchen hier,
Gesäugt mit bangen Grämen —

O wimmre, Wichtchen! nicht so sehr,
Die Mutter hat die Kraft nicht mehr,
Dir, was du flehst, zu geben.
Nah' ist das Ende deiner Qual,
Gewiß schließt bald der Tod einmal
Dein kurzes Jammerleben.

Wir Aeltern schleppen länger noch
Des jämmerlichen Lebens Joch,
O dürft' ich's von mir schütteln!
Dann macht' ich mir, als Geist das Fest,
Den Buben, der uns darben läßt,
Auf aus dem Schlaf zu rütteln.

Gott will's; so muß ich leben wohl —
Dank ihm — ich seh' euch mitleidsvoll;
Er lohn' es der Erbarmer!
Wohnt einst in beſſ'rer Fürsten Land!
Dieß wünscht im Druck der lahmen Hand
Euch ein erquickter Armer.

Mitleidsvoll machten wir dem Armen ein Allmosen zusamen und sagten ihm, daß er sich nun nicht länger aufhalten sondern seinen Weg weiter fortsetzen möchte, um noch etwas verdienen zu können. August konnte ihn doch nicht weggehen lassen, ohne ihn erst gefragt zu haben, wie er um seine Augen gekommen sey? „Ich bin, antwortete der unglückliche

Krieger, in einem unweit Wien gelegenen Dorfe geboren. Sehr jung wurde ich von dem Pfluge weggeholt, weil das Vaterland meine Dienste verlangte. Ich habe auch unter den berühmten Feldherren, Prinzen Ludwig von Baden und Eugenius von Savoyen tapfer gegen die Türken gefochten, so, daß ihnen ihre gemachten Eroberungen nichts halfen und sie sogar unserm Heere Belgrad überlassen mußten. Damals gab es tapfere Anführer und muthige Soldaten! Aber so wie die ersten verschwanden, so konnten auch letztere nicht mehr so glückliche Krieger seyn. Die Türken nahmen uns die meisten Besitzungen wieder ab und selbst Belgrad wurde ihnen wieder zu Theil. In einem dieser letzten Scharmützel verlor ich mein Gesicht und den Gebrauch meines rechten Arms. Ich wurde von einigen unbändigen und streitbaren Janitscharen übel behandelt; sie schonten nicht einmal das, was dem Menschen am nöthigsten und liebsten ist, sie beraubten mich der Augen, und ließen mich mit vielen Wunden hinter einem Busche liegen. Ganz gewiß würde ich mich nach ihrer Absicht hier zu todte geblutet und meinen Geist unter den größten Schmerzen aufgegeben haben,

wenn nicht mein Weib hier für mich gesorgt hätte. Diese ist die Ursache, daß ich noch jetzt ein — elendes Leben führen muß. Sie hatte mich allenthalben begleitet und unter ängstlichen Sorgen für mich sich in die größte Gefahr begeben. Sie suchte mich — —"

Wilhelmine. Nun ist es gut, guter Mann! Wir halten Ihn sonst zu lange auf. Reiset glücklich Ihr guten Leute!

Diese unglücklichen Leute nahmen hierauf ihren Weg auf ein anderes Dorf zu, und wir giengen in Begleitung der Lichtenau'schen Kinder zur Stadt zurück. Es fielen unterweges allerhand Gespräche unter uns vor, etwas von dem Soldatenstande, aber das Etwas war nicht viel, denn man schien nicht viel darauf zu achten; desto aufmerksamer wurde man aber von Seiten der Frauenzimmer, als ich das Gespräch auf Modejournale, Modetrachten, Putzwaaren, und andere weibliche Kleinigkeiten richtete. Ich gab mir das Ansehen, als wenn ich diese Dinge, nicht als etwas ausserordentliches, sondern als etwas ansähe, das schon werth wäre, ein halbes Stündchen darüber zu vertändeln. Denn ich halte es für einen

nen unverzeihlichen Fehler, wenn man bey allen Gelegenheiten, unter allen Umständen, nur allein seine Lieblingsideen auskramen will, und andern, die nicht unserer Meynung sind, aber doch Unterhaltung von uns zu fordern berechtigt sind, dadurch die unerträglichste Langeweile macht. Meine Leser aber muß ich mit den gehaltenen Unterredungen verschonen.

Neunzehntes Kapitel.

Kein Mensch ist vom Schicksale ganz verlassen.

Es fieng schon an dunkel zu werden, als wir zu Hause ankamen. Johann, der eben Wasser in den Pferdestall trug, sagte: „es sind zwey fremde Herren angekommen, und zwar zu Pferde, deswegen muß ich jetzt den Stallknecht machen. Ich hab's in meinem Leben nicht gehört, daß man Leute, wie ich bin, dazu braucht."

Wo sind denn die fremden Herren? fragten wir hierauf. „Beym Herrn in der großen

Stube!" war seine Antwort, und damit gieng er in den Stall. Johann war sehr unwillig, daß man ihm eine solche Beschäftigung zugemuthet hatte, und doch war in der Eile keine andere Person zu bekommen, sonst hätte man ihn gewiß damit verschont. Herr Lotter hielte keine Pferde und also auch keine Pferdewärter.

Wir begaben uns indessen auf unsere Stube, in Erwartung, die neuen Gäste bey der Abendmalzeit schon kennen zu lernen. Wir stellten uns vor das Fenster, um die Abendröthe, die unsern Augen heute ein so vortreffliches Schauspiel darstellte, zu betrachten. Der blinde Soldat, den wir erst gesehen hatten, fiel uns hier wieder ein. „Sehet, sprach ich zu meinen Zöglingen, wie glücklich wir sind, daß wir alle unsere gesunde Sinneswerkzeuge haben! Stellt oder denkt euch einmal in die Lage jenes blinden Mannes! Wie unglücklich würden wir uns fühlen, wenn wir in steter Dunkelheit und Nacht leben, nie die Pracht der auf- oder untergehenden Sonne, nie die Schönheiten und Vollkommenheiten der Welt, sehen sollten. Derjenige muß gewiß sehr unverständig seyn, der einen Blinden verspotten

oder

oder nur im geringsten beleidigen kann. Man nennt gewöhnlich einen blinden Mann, einen armen Mann, und dieß ist so ganz unrecht nicht gesprochen: denn einem solchen Menschen fehlen unzählige deutliche Begriffe, die man blos durch den Sinn des Gesichts erlangen kann."

August. Aber ich habe letzthin in einem Buche gelesen, daß es Blinde gegeben, und deren noch giebt, die sich von allen Dingen durch die Uebung sehr deutliche Vorstellungen erwarben?

Ich. Diese Anmerkung gefällt mir. Blinde können sich allerdings nach und nach eine sehr deutliche Vorstellung von dieser oder jener Sache erwerben: allein deswegen sind ihre Vorstellungen nicht eben so beschaffen, wie die eines Sehenden. Sie können sich nur eine allgemeine Vorstellung von den Kennzeichen der Dinge erwerben, nach Anleitung der Aehnlichkeit, die sie zwischen ihren und andern ihren Sinnen bemerkbaren Eigenschaften wahrnehmen. Wenn wir z. B. einem Blindgebornen ein Veilchen vorhalten, und ihn fragen, was für eine Vorstellung er sich von den Eigenschaf-

ten desselben mache, so wird er nach Anleitung des Geruchs rc. so wie auch der Benennung antworten, daß es etwas Sanftes und Angenehmes seyn müsse. Von Farben hingegen kann der Blinde nicht anders als nach sehr entfernten Analogien urtheilen; er wird sie immer nur mit Tönen, Flächen, rc, vergleichen, und sich z. B. die Scharlachfarbe, wie die Glut eines Ofens, wie den Schall einer Trompete, oder wie einen gewürzhaften Geruch vorstellen; weil alle diese Dinge einen starken Eindruck auf seine Sinne machen.

Adolph. Eben diese Bemerkung habe ich heute früh erst gelesen. Ein Taubgeborner, sagt Beattie, *) hat keinen Begriff vom Schall, so wenig, wie ein Blindgeborner von Licht und Farben. Ein Philosoph bemühte sich, einem Blinden den Begriff von Scharlach beyzubringen. Er sagte ihm, der Scharlach mache einen eben so lebhaften als angenehmen Eindruck, sey ein Emblem des Muthes und eine Zierde für Prinzen und große Herren. Und als er nun

*) J. Beattie's moralische und kritische Abhandlungen, I. Th. Göttingen, 1789. S. 141.

nun mit seiner ganzen Definition fertig war, fragte er ihn, ob er denn nun einen Begriff davon habe? Ja, sagte dieser, nach eurer Beschreibung muß Scharlach das ähnlichste Ding in der Welt mit Trompetenschalle seyn. — Nun giebt es aber doch Beyspiele, daß Blindgeborne ihre Verrichtungen eben so gut besorgen, als Sehende, und manche erlangen grössere Kenntnisse und Fertigkeiten, als die, die sich mit dem besten Gesichte alle Mühe geben, sie zu erlangen.

Ich. O ja! man hat merkwürdige Beyspiele hiervon —

August. Wollten Sie uns nicht einige davon bekannt machen?

Ich. Recht gerne! Wir werden hieraus auch die Ursache einsehen lernen, warum solche Menschen in gewissen Stücken weit größere Fortschritte machen, als Sehende; werden auch hier sehen, daß die gütige Gottheit dem Menschen nicht mehr auflegt, als er zu ertragen im Stande ist; daß der, den wir für den unglücklichsten zu halten pflegen, sich dennoch glücklich fühlt, und daß überhaupt das Böse von dem Guten in der Welt überwogen wird.

Ich will das, was man hierüber gesagt hat, ins kurze zusammen fassen; die Abhandlung selbst könnt ihr ein andermal lesen. *)

D. Saunderson wurde des Gesichts durch die Blattern in so früher Kindheit beraubt, daß er sich nicht erinnern konnte, jemals gesehen zu haben, und vom Lichte eben so wenig einen Begriff hatte, als wenn er blind geboren worden wäre. Dem ungeachtet erwarb er sich doch so große und ausgebreitete mathematische Kenntnisse, daß ihm, bloß seiner ausgezeichneten Verdienste wegen, eine öffentliche Lehrstelle auf der Universität Cambridge anvertrauet wurde. Die Deutlichkeit und Leichtigkeit seines Vortrags war nicht geringer, als seine Kenntnisse: eine Gabe, die man selbst bey Sehenden nicht immer findet. Seine Vorlesun-

*) Bew's Beobachtungen über die Blindheit und über die Ersetzung des Gesichtssinnes durch andere Sinne, in den physikalischen und philosophischen Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Manchester. I. Th. Leipzig, 1788. S. 121. ꝛc.

sungen über verschiedene Theile der Mathematik, Naturlehre, Astronomie und Optik, waren sehr bündig und faßlich, und er hatte alle Mittel in seiner Gewalt, deren es nur bedurfte, um seinen jungen Zuhörern Geschmack an den abstrakten Gegenständen seines Vortrags beyzubringen. Er besaß ein sehr feines Gefühl, durch dessen Hülfe er viele der wichtigsten und nothwendigsten Begriffe überkommen hatte. Er konnte mit ausserordentlicher Genauigkeit die besondern Eigenschaften der Körper, welche von der Rauhigkeit oder Weichheit ihrer Oberfläche abhängen, unterscheiden. Es wurden ihm einmal verschiedene alte römische Münzen vorgelegt, von welchen einige ächt, andere aber nachgemacht waren. Saunderson befühlte sie bloß mit den Fingern, und konnte dadurch die ächt antiken von den unächten unterscheiden, obgleich die letztern so vollkommen ähnlich nachgebildet waren, daß ein Kenner, der sie bloß mit den Augen betrachtete, dadurch getäuscht wurde. Saunderson sagte, er hätte durchs Gefühl eine besondere Rauhigkeit an den nachgemachten Münzen entdeckt, und daraus ihre Beschaffenheit erkannt. Vermittelst eben dieses feinen Gefühls konnte er Annähe-

rung

rung und Entfernung der Gegenstände, so wie die verschiedenen Veränderungen der Atmosphäre aufs genaueste unterscheiden. Fast eben so fein war auch sein Gehör. Er konnte sehr leicht den fünften Theil einer Musiknote angeben, und die Personen, mit welchen er umgieng, und den Ort, wo sie sich befanden, aus dem verschiedenen Tone der Stimme erkennen und unterscheiden. Aus dem Schalle des Pflasters und dem Wiederhalle von den Wänden, erkannte er die Plätze und Häuser, in welchen er sich befand, so, daß er gleich wußte, wo er war, wenn man ihn wieder an den nämlichen Ort hinführte. In seinen jüngern Jahren war er ein sehr geschickter Flötenspieler. Ueberhaupt scheint Musik die Lieblingsbeschäftigung der Blinden zu seyn, und Poesie einen sehr starken Eindruck auf sie zu machen. So machte z. B. D. Blacklock von Edinburgh, der entweder blind geboren, oder kurz nach seiner Geburt blind geworden war, so gute Gedichte, daß man keinen Fehler in denselben finden konnte, der sich dem Mangel des Gesichts zuschreiben ließe; vielmehr enthalten sie Beschreibungen sichtbarer Gegenstände und Scenen, die so schön, so treffend und ausdruckvoll

sind,

sind, als man sie nur immer von einem Sehenden, welchen der Anblick der schönen Natur bezauberte, hätte erwarten können. Stanley und Parry hatten beyde ihr Gesicht in der zartesten Kindheit verloren, und beyde sind als große Tonkünstler und Komponisten, obwohl in verschiedenen Gattungen, berühmt. Stanley's Musikstyl war ganz originell und ihm eigen: im Vortrage auf der Orgel that er es den größten Virtuosen auf diesem Instrumente an Fertigkeit und ausdruckvollem Spiele gleich, wo nicht zuvor. Parry kann der Brittische Barde neuerer Zeit genannt werden. Bey seinem Spiele auf der Harfe glaubte man in die Hallen eines alten Caledonischen Heerführers versetzt zu seyn, und Niemand verstand mehr, wie er, die Kunst, feinen Geschmack und Zierlichkeit mit den rauhen aber starken und ausdrucksvollen Modulationen des Alterthums zu vereinigen.

Ein gewisser John Metkalf verlor eben so, wie Saunderson das Gesicht in seiner ersten Kindheit, so, daß er vom Lichte und dessen Wirkungen gar keinen Begriff hatte. Dieser Mann trieb in seinen jüngern Jahren das Gewerbe

werbe eines Fuhrmanns, auch ließ er sich bey Nacht als Wegeweiser auf ungebahnten Wegen oder bey tiefem Schnee gebrauchen. So seltsam dieses auch Sehenden vorkommen mag, so ist doch das Geschäft, welches er nach der Zeit übernommen, noch ausserordentlicher; und in der That sollte man glauben, daß ein Blinder zu allem andern eher als dazu sich schicken könnte. Er ist nämlich jetzt Aufseher über den Strasenbau in einer unwegsamen gebirgigen Gegend. Mit Hülfe eines langen Stabes durchwanderte er die Straßen, stieg jähe Berge hinab, durchstrich Thäler, und untersuchte ihre Ausmessung, Lage und Gestalt, um darnach seine Maasregeln zu nehmen. Die Plane, die er aufnimmt, und die Berechnungen, die er macht, sind auf eine ganz besondere und ihm eigenthümliche Art entworfen, und ausser ihm sonst nicht leicht Jemanden verständlich. In seinem Fache besitzt er so große Geschicklichkeit, daß er immer Arbeit genug findet. Die meisten Straßen über den Peack in Derbyshire sind nach seinem Plane abgeändert und verbessert worden, besonders in der Nachbarschaft von Buxton, und noch ganz neulich hat er die Ausführung einer Straße zwischen Wilmslow und Congleton

ton übernommen, welche auf die große Londener Heerstraße führen, und die Fahrt übers Gebirge unnöthig machen soll. Vor einiger Zeit traf B. diesen Metkalf auf der Straße, wo er wie gewöhnlich ganz alleine herumgieng. Er befragte ihn unter andern über sein neues Projekt, und war nicht wenig erstaunt, als er ihn mit der größten Genauigkeit über die verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen der ganzen Landschaft, durch welche die Straße geführt werden soll, urtheilen hörte. Da B. einer sumpfigten Gegend auf diesem Wege erwähnte, so sagte er, dieses wäre die einzige Stelle, wobey er noch Bedenklichkeiten hätte, und er befürchtete, die Arbeiter wären, seiner Vorschrift zuwider, allzusparsam mit den Baumaterialien umgegangen. Ein andermal antwortete ihm Metkalf, als man ihm sein Erstaunen über seine genaue Kenntniß des Terrians bezeugte, es wäre gar nichts Wunderbares hierbey. „Sie, mein Herr! sagte er, können sich Ihrer Augen bedienen, wenn Sie etwas untersuchen wollen; ich verlasse mich bloß auf mein Gedächtniß, dieß ist der einzige Vortheil, den ich habe. Die Leichtigkeit, mit welcher Sie jeden Gegenstand, so oft Sie

wollen, betrachten können, macht, daß Sie nicht so nöthig haben, die Vorstellungen davon sich tief einzuprägen, und daher verlöschen die Eindrükke insgemein sehr bald. Meine Kenntnisse hingegen muß ich mir mit weit größrer Mühe erwerben, und eben deswegen prägen sie sich meinem Gedächtnisse so tief, und beynahe unauslöschlich ein."

Noch ein anderes Beyspiel mag D. Moyes seyn, der als Lehrer der Chemie bekannt ist. Er verlor ebenfalls das Gesicht in seiner ersten Kindheit durch die Blattern. Er kann sich nicht erinnern, je gesehen zu haben; sein Gedächtniß hat ihm nur noch eine dunkele Vorstellung von der Sonne aufbehalten. Er hatte das Glück, an einem Orte, wo die Wissenschaften blüh'ten, geboren und in einer gelehrten Familie erzogen zu werden. Durch große natürliche Fähigkeiten und unermüdeten Fleiß machte er frühzeitig sehr große Fortschritte in verschiedenen Wissenschaften, und erwarb sich nicht nur gründliche Kenntnisse in der Mechanik, Musik und Sprachen, sondern auch in der Geometrie, Optik, Algebra, Astronomie und Chemie. Mechanische Arbeiten

waren

waren in seinen Kinderjahren sein liebster Zeitvertreib. Das Drechseln und Schnitzen lernte er so leicht, und brachte es darinnen zu solcher Fertigkeit, daß er sich kleine Windmühlen, und sogar einen Weberstul bau'te. Seine Hände tragen noch Narben von den Wunden, die er sich bey diesen Jugendspielen versetzt hatte. Sein Gedächtniß war überaus stark und sein Gehör ausserordentlich fein. Er kannte Jemand gleich beym ersten Worte an der Sprache, ob er ihn gleich seit länger als zwey Jahren nicht gesprochen hatte. Aus der Richtung der Stimme konnte er die Statur der Redenden beurtheilen, und aus der Art ihres Gesprächs mit ziemlicher Genauigkeit auf ihr Temperament und Gemüthsart schließen. Seine Augen waren gegen ein starkes Licht nicht ganz unempfindlich: die Sonnenstralen machten, wenn sie durch ein Prisma gebrochen waren, einen deutlichen Eindruck auf ihn. Rothes Licht machte ihm eine unangenehme Empfindung, die er mit derjenigen verglich, welche man beym Anfühlen einer Säge hat.

Aus diesen Beyspielen sehen wir deutlich genug, wie die Gottheit dafür sorgt, daß diese

Menschen nicht sich so unglücklich fühlen, als wir es zu denken gewohnt sind; daß sie den Mangel des Gesichtssinnes durch die weit schärfern übrigen Sinne, und noch andere Vortheile, ersetzet. Vorzüglich schenkte ihnen Gott ein sehr gutes Gehör, ein feines Gefühl und überaus starkes Gedächtniß. Durch die gute Anwendung dieser Gaben erwirbt sich freylich der Blinde nach und nach alle die Kenntnisse, die sich ein Sehender nur erwerben kann, und in manchen Stücken übertrifft er diesen sogar. Aber wie viele angenehme und reizende Gegenstände kann er nicht kennen lernen! wie groß ist die Anzahl der Vergnügen, die uns nur durch den Sinn des Gesichts zu Theil werden! —

Zwanzigstes Kapitel.

Unverhofftes Wiedersehen. Frohe Aussichten.

Hier wurden wir durch die Dazwischenkunft eines von den Fremden, die erst diesen Abend an-

angekommen waren, unterbrochen. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und in dem nämlichen Augenblikke hieng — Oppenheim an meinem Halse. Mich ergriff Freude und Erstaunen, und ihn das ganze Feuer der innigsten Freundschaft.

O, was wir fühlten, sagt kein Ausdruck nicht!
Nur Seelen fassen es, die die Natur
Einander ewig zuerkannt, wenn sie
Sich finden, und die Augen unbewußt
Beym ersten Blick sich ew'ge Liebe schwören.

Nicht wahr, fragte Oppenheim, heute hatten Sie mich nicht vermuthet? Ja, in einer sehr kurzen Zeit kann sich sehr viel zutragen — Vor einigen Tagen dachte ich auch noch nicht daran, daß ich Sie selbst sehen und sprechen würde. Sie wissen, wie sehr ich meinem Vater immer anlag, mich eine Zeitlang auf Reisen gehen zu lassen, und wie sehr er sich immer dagegen streubte. Durch Bitten und Betteln habe ich endlich meinen Endzweck erreicht. Ich erhielte vor drey Tagen einen Brief, der mir die glückliche Nachricht überbrachte, daß ich meinen Wünschen nunmehr Genüge thun und eine halbjährige Reise zu meinem Ver=

gnügen machen könnte. Wer war vergnügter, als ich! Alles wurde reisefertig gemacht; Rhone und mein Bedienter begleiten mich —

Ich. Wo ist denn Herr von Rhone?

Oppenheim. Bey Ihrem Herrn Prinzipal —

Ich. Und wo geht denn Ihre Reise hin?

Oppenheim. In die Schweitz! Jetzt sind wir auf derselben begriffen; und das ist die Ursache, warum ich Sie heute besuche.

Ich. Ich wünschte, daß ich Ihr Begleiter seyn könnte! Aber wer ein Amt hat, der warte seines Amtes — Was macht denn mein Freund Renner?

Oppenheim. Der ist gleich nach Ihrer Abreise von L. in seinem Vaterlande versorgt worden! Hat er Ihnen denn nichts davon gemeldet?

Ich. Kein Wort! Das ist nicht schön von ihm — aber ich freue mich doch von Herzen, daß er sobald eine Versorgung erhalten hat! Vielleicht hat ihn dieß zu schreiben verhindert.

Indem wir so einander fragten, rief uns Johann zum Abendessen. Der Abend vergieng

gieng geschwinder, als wir es wünschten, und schon war unter allerhand Gesprächen die Mitternacht herangerückt, als Rhone uns an's Schlafengehen erinnerte.

Ich führte hierauf meine Freunde in ihr Schlafzimmer. „Ich habe noch etwas mit Ihnen zu sprechen, sprach Oppenheim zu mir. Sie mögen sich zwar in diesem Hause gut stehen; das will ich gerne glauben, denn es scheinen sehr gutdenkende Leute zu seyn. Allein es ist doch hier keine gewisse lebenslängliche Versorgung — wollten Sie nicht eine gewissere Stelle annehmen, wenn sich eine solche Gelegenheit für Sie fände?"

Ich. Sie haben Recht! wenn die Kinder erwachsen sind, so hört meistentheils auch die Verrichtung eines Kinder- und Jugendlehrers und hiermit auch mehrentheils die Versorgung auf. Allein es würde mir in gewisser Rücksicht schwer ankommen, wenn ich mich schon jetzt von diesen guten Leuten wieder trennen sollte — Jedoch könnte ich auch eine solche Stelle, wo ich eine gewisse Versorgung haben und dabey Nutzen stiften könnte, nicht aus-

schlagen. Ich glaube aber, daß es hiermit noch Zeit ist —

Oppenheim. Vielleicht nicht so lange, als Sie glauben — Ich muß Ihnen sagen, daß mein Vater bald einen Gerichtshalter brauchen wird; er hat mir deswegen geschrieben und gefragt, ob ich nicht einen gesetzten, gutdenkenden und geschickten Mann wüßte, der sich zu einem solchen Amte schickte? Ich habe Sie ihm empfohlen, und ihm den Ort Ihres Aufenthalts bekannt gemacht. Sollte er jetzt, oder nach einiger Zeit, welches, wie er mir schrieb, nicht lange dauern kann, Sie zu diesem Amte verlangen, so werden Sie mir die Freundschaft erweisen, und in seinen Willen willigen. Eine kleine Familie kann bey dem, was dieses Aemtchen einbringt, ganz gut und gemächlich leben. — Mit dem, was Sie vielleicht am meisten an das Lottersche Haus bindet, wird es nicht viel zu bedeuten haben — Ihre Absichten werden alsdann gewiß erreicht werden. — Und komme ich nach einem halben Jahre wieder auf meine Güter — dann wollen wir so glücklich und zufrieden leben, als nur Freunde und Brüder

mit

mit einander leben können. Versprechen Sie mir's, dieses Amt anzunehmen!

Ich. Ich verspreche es Ihnen und — bin dankbar dafür!

Oppenheim. Nun schlafen Sie wohl! Morgen reisen wir ab.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Das Uebel in der Welt ist täuschend.

Diese Nacht verschwand mir unter süßen Träumen von meinem künftigen Amte, Familie ꝛc. auf die angenehmste Weise, und wie es schien, hatten meine Freunde auch sehr gut geschlafen. Wir waren am folgenden Morgen schon sehr frühe wieder aufgestanden, und Oppenheim befahl mit dem ersten Erwachen seinem Bedienten, die Pferde fertig zu machen. Lotter war gar nicht damit zufrieden. „Nein, nein! sagte er, Sie müssen wenigstens eine Mittagsmalzeit bey mir hal-

ten, ehe lasse ich Sie nicht fort. Kommen Sie mit in meinen Garten, da wollen wir unsern Kaffee trinken und uns im Grünen einige Stunden wohlseyn lassen!" Hiermit nahm er Oppenheim und Rhone beym Arme und führte sie ohne auf ihre Vorstellungen zu hören, in den Garten, der hinter seiner Wohnung angelegt war. Allenthalben waren in dem Garten Statüen aufgestellt, die die merkwürdigsten Personen, die entweder durch ihre Tugenden oder durch ihre Laster eine merkwürdige Rolle gespielt hatten, vorstellten. Die Lauben waren ebenfalls mit den Kunstwerken der berühmtesten Meister ausgeschmückt. Oft stund Lotter mit seinen Kindern ganze Stundenlang vor einer dieser Statüen, oder vor einem Gemälde, nnd stellte ihnen die Tugend so reizend, und das Laster so häßlich vor, daß seine Kinder äusserst gerührt wurden und den ernstlichen Vorsatz faßten, immer besser zu werden. Hierbey flößte er ihnen aber auch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ein, denn er wußte, daß ein Mensch ohne dieses nicht so tugendhaft seyn kann, als er es in Verbindung mit demselben werden

kann.

kann. Demungeachtet gestund er selbst ein, daß das:

Treu sich den Künsten weih'n,
Macht unsre Sitten mild, und lehrt uns menschlich seyn,

nicht auf alle Menschen angewandt werden könnte.

Lotter hatte uns in eine Laube geführt, worinne besonders gute Gemälde aufgestellt waren. Oppenheim und Rhone bezeugten sehr viel Wohlgefallen an diesen Gemälden; endlich kamen sie an zwey derselben, worauf Augustin und Hieronymus das Kind Jesus küssend vorgestellt waren. Rhone fieng hier sehr spöttisch zu sagen an: „Ey! ey! das ist ja ärger, als wenn man Troja mit Kanonen einnehmen läßt, oder den Kriegsgott Mars mit denselben versieht! —“ Erlauben Sie, mein Herr! fiel ihm Lotter in die Rede, ich glaube nicht, daß der Künstler hier einen Fehler begangen. Denn nach meinen geringen Kenntnissen von der Kunst ist des Historienmalers Absicht nicht, Wahrheit und Chronologie zu beobachten, denn dieß ist ihm blos

Nebensache. Ein anders ist es aber, wenn der Künstler mit dem Geschichtschreiber einen Vertrag gemacht hat, daß er auf einem Gemälde die Sache so vorstellen wolle, wie sie der Geschichtschreiber beschrieben hat. Die Absicht des Historienmalers ist, die Menschen, ihre Leidenschaften, Gemüthsverfassungen und Lagen auszudrücken; um seine Gemälde aber desto mehr verständlich zu machen, nimmt er den Stoff dazu entweder aus der wahren Geschichte, oder aus der Fabellehre, oder aus dem gemeinen alltäglichen Leben."

Lotter, nachdem er Herrn von Rhone mancherley Fragen beantwortet hatte, führte hierauf seine Gäste in eine andere Laube, worinne man blos philosophisch-heroische Landschaften, d. h. solche, in welchen große, erhabene Handlungen ausgedrückt waren, erblickte. In der ersten Laube waren auch Landschaften und Gegenstände aus der heiligen Geschichte. Denn Lotter war am meisten für diese Art von Kunstwerken eingenommen, weil der Anblick der Landschaft in der würklichen Natur allerley Arten von angenehmen und unangenehmen, großen Empfindungen in uns erweckt,

weckt, und unter allen Arten der bildenden Kunst diese ohne Zweifel eine der allerinteressantesten ist. In den übrigen Lauben sahe man Gemälde, deren Stoff aus der Mythologie, ältern und neuern Geschichte genommen war. Sehr selten aber wurde man ein Kunstwerk gewahr, das einen geringen Werth hatte, d. h. das weiter nichts als Empfindungen der Lust, der Fröhlichkeit und des Vergnügens erweckte. Unter solchen und andern Unterredungen war die Mittagszeit unvermerkt herangerückt, wo wir insgesammt uns zu Tische setzten. Unsere Gäste ließen sich nach geendigter Malzeit durch kein Zureden bewegen, sich noch einige Zeit bey uns aufzuhalten. Oppenheim hatte schon vorher seinem Bedienten aufgetragen, gegen Ein Uhr alles reisefertig zu halten, welches denn auch geschehen war. Beyde traten nun ihre Reise in die Schweitz an, in Hoffnung und mit dem Wunsche, uns nach Verlauf eines halben Jahrs wieder zu sehen.

„Nun bringt mir, sprach Lotter, mein schweres Kleid geschwinde her! ich muß um zwey Uhr auf der Gerichtsstube seyn.“ Das

Kleid wurde gebracht, und Lotter besorgte nun seine Geschäfte. Ich aber machte mit Augusten einen Spaziergang. Die übrigen waren auf diesen Nachmittag zu einem Besuche eingeladen. Als wir unsern Weg vor das nächste Dorf vorbey nahmen, fanden wir an der Straße einen dem Anscheine nach sehr elenden Menschen sitzen, welcher die Vorübergehenden um Allmosen ansprach. Dieser Mensch war nicht im Stande, einen einzigen Schritt zu gehen, denn die Beine waren bey den Knieen so unter sich gewachsen, daß er sie gar nicht zum Gehen gebrauchen konnte, sondern statt derselben sich der Hände bedienen und den übrigen Theil des Körpers im Kothe nachschleppen mußte. Wir näherten uns demselben, gaben ihm eine kleine Gabe, und liessen uns mit ihm in ein Gespräch ein. August fragte ihn: wie lange er sich schon in diesem Zustande befände? „Neun und dreyßig Jahre," war seine Antwort. „Ich bin, fuhr er fort, so, wie Sie mich hier sehen, auf die Welt gekommen."

Ich fragte diesen Menschen: ob er denn auch die Nacht über hier auf dem Wege liegen bliebe?

„Ja!"

„Ja!“ sagte der Gebrechliche.

August. Wir haben Ihn ja sonst nicht hier angetroffen?

Der Gebrechl. Kann wohl seyn, lieber Herr! daß Sie mich hier noch nicht gesehen haben. Ich halte mich nur erst seit einigen Tagen hier auf; denn vorher saß ich an dem Wege, der auf der andern Seite des Dorfes hingeht, welcher aber jetzt nicht mehr zugänglich ist. Meine alte Mutter hier im Dorfe brachte mich ehehin auf diesem Schiebekarren, den Sie hier sehen, und der mir statt eines Daches bey schlimmer Witterung dient, hierher. Jetzt aber ist sie schon seit einigen Wochen nicht wohl, und ich muß mich entweder für's Geld heraus fahren lassen, oder selbst sehen, wie ich mich heraus arbeite. Sommer und Winter, Tag und Nacht, ist dieser Platz mein Aufenthalt, und nur dann bleibe ich des Nachts im Dorfe, wenn es stark regnet.

Ich. Kann Er denn die große Kälte im Winter und die fast unerträgliche Hitze im Sommer aushalten? wird Er nicht krank davon?

Der Gebrechl. Aus der großen Kälte und Hitze mache ich mir gar nichts, und sie macht mich auch nicht krank, denn ich bin von Kindheit an so frisch und gesund gewesen, wie ein Fisch.

Wir unterhielten uns noch eine Zeitlang mit diesem Menschen, und nahmen mit Verwunderung wahr, daß er immer munterer, immer scherzhafter wurde, und gar nicht mehr der elende Mensch zu seyn schien, der er dem Aeusserlichen nach doch war. Sobald aber ein Fremder diesen Weg passirte, verwandelte sich sein Gesicht und seine Sprache sogleich wieder in die vorige Lage und in den Ton, wodurch Mitleiden erregt werden mußte. Als wir uns von da wieder wegbegeben wollten, kamen eben zwey Fleischer gegangen, die diesen gebrechlichen Menschen schon genauer kannten, und die uns unterweges folgendes von ihm erzählten: „Dieser Mensch, sagte der eine Fleischer, ist nicht so elend und arm, als man sich, wenn man ihn so auf der Straße sieht, gemeiniglich vorstellt. Er hat ein hübsches Häuschen hier im Dorfe, hat einige kleine Kapitalien auf Zinsen ausgeliehen, und

lebt

lebt auch nicht schlecht. Sein Vermögen reitzte im vorigen Jahre ein armes in dem nämlichen Dorfe wohnendes Mädchen an, ihn zu heurathen, und da ihm dieß bekannt gemacht wurde, war der Mensch vor Freuden ganz ausser sich. Die Obrigkeit, die dieses erfuhr, gab freylich diese Verbindung nicht zu. Wenn man diesen Menschen recht lustig und aufgeräumt sehen will, so darf man nur zu ihm sagen: dein Julchen kommt!"

Wir mußten uns hier von den Fleischern trennen, weil sie einen andern Weg nahmen. Ich sprach alsdann noch mancherley mit August von diesem Menschen, und endlich kamen wir auch auf die wichtige Wahrheit, daß nämlich mehr Gutes als Böses in der Welt sey. Anfangs konnte er sich, ob er mir gleich Recht zu geben schien, nicht davon überzeugen; zuletzt aber sagte er: „Jetzt bin ich ganz davon überzeugt!"

Jetzt glaube ich es auch, sagte ich. Aber Anfangs war es eine bloße todte Ueberzeugung.

August. Was ist das, eine todte Ueberzeugung?

Ich. Todte Ueberzeugung ist eine Unmöglichkeit, oder das Unvermögen, auf einen Gedanken oder Satz, den man uns vorträgt, zu antworten, oder ihm deutliche Begriffe entgegen zu stellen. Wenn der Mensch nichts mehr antworten kann, wenn er das, was er in sich fühlt, nicht mit Worten auszudrücken vermag, so hat er todte Ueberzeugung, denn er ist noch nicht ganz von der Wahrheit der Sache überzeugt, er hat keine lebendige Ueberzeugung.

August. Wie ist denn das, wenn der Mensch lebendig überzeugt ist?

Ich. Das läßt sich eher fühlen, als mit Worten beschreiben. Man ist lebendig überzeugt, wenn man weder deutliche noch undeutliche Sätze entgegen stellen kann. Z. B. es ist jetzt Tag! das ist lebendige Ueberzeugung, die ich von diesem Satze habe, denn ich kann keinen Satz auffinden, der das Gegentheil beweisen könnte.

Unter diesem Gespräche kamen wir endlich zu Hause wieder an. Lotter war auch schon wieder zu Hause, und die andern folgten gegen Abend bald nach.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Welt bleibt doch die beste Welt.

Die angenehmen Sommerabende wurden mehrentheils in Lotters Garten auf eine sehr unterhaltende Art zugebracht. Auch heute begaben wir uns dahin. „Wärest du doch bey uns gewesen, sprach August zu Adolph, da hättest du einen recht elenden, und doch nicht ganz unglücklichen Menschen gesehen." Nun, darf ich es denn nicht wissen? fragte Adolph. August erzählte ihm das, was wir gesehen, und wovon wir uns unterhalten hatten. Als dieser mit seiner Erzählung fertig war, fieng Adolph an: Lieber Vater! Sie versprachen uns letzthin, da Sie uns auf das Daseyn eines höchsten Wesens aufmerksam machten, uns etwas von dem Uebergewichte des Guten in der Welt zu sagen. Wollten Sie nicht die Güte haben, und es jetzt thun?

Vater. Recht gerne, mein Sohn! laß uns aber erst Platz in jener Laube nehmen.

Das Daseyn eines höchsten Wesens muß man annehmen, sprach Lotter, man mag nun die Welt aus einem Gesichtspunkte betrachten, aus welchem man will. Aber nun giebt es Menschen, welche sagen: „Es ist uns unmöglich die Frage aufzulösen: Woher kommt das Uebel in der Welt? Unter einer Gottheit denken wir uns ein allmächtiges, gütiges Wesen: aber aus dem Anblikke so vieler Unvollkommenheiten, so vieler Uebel und Leiden schließen wir, daß die Gottheit das Uebel entweder nicht einschränken konnte, oder nicht wollte. Im ersten Falle ist sie nicht allmächtig, und im zweyten nicht allgütig. Wie sollen und können wir das mit dem Begriffe eines höchsten Wesens zusammenreimen?“

Dieß ist dem Anscheine nach der stärkste, aber bey näherer Untersuchung auch der schwächste Einwurf gegen das Daseyn eines unendlichen Geistes. Ihr wißt, daß alles Uebel in der Welt Leiden lebendiger Wesen ist; daß der Zweck der Gottheit bey Anordnung der Dinge unsere eigene Glückseligkeit ist, und daß alles, was diesem Zwekke hinderlich, böse, und alles, was demselben beförderlich ist, gut ist. Wäre das Laster so beschaffen, daß es un-

unsere Glückseligkeit beförderte, so würde es Tugend seyn; und machte das Uebel unsern Zustand vollkommener, so würde es nicht Uebel, sondern Glückseligkeit seyn. Wollen wir sehen, ob die Summe der Glückseligkeit die Summe der Uebel oder Leiden in der Welt übersteigt, so laßt uns erst sehen, was man eigentlich unter Laster verstehe. Laster nämlich ist nichts anders als ein minderer Grad von Tugend. Ich will euch hier statt aller Erklärung sagen, was einer unserer größten Philosophen hierüber gedacht hat. *) „Wir wollen, sagt er, das größte Laster nehmen, was wir kennen, den Mord. Man kann ihn in zwey Gesichtspunkten betrachten: in seinen Folgen und in seinem Ursprunge. In seinen Folgen ist er nichts ärgeres als der Tod eines Menschen, der doch durch Krankheit oder Alter würde getödtet worden seyn; den auch ein Wetterstral, oder der Einsturz eines Hauses hätte umbringen können. In seinem Ursprunge ist er ein Zustand eines hassenden, übel-

*) C. Garve in seinen Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie. Leipzig, 1772. 8. S. 377.

übelwollenden, rachgierigen, mit einem Worte, der Zustand eines unvollkommenen Geistes. Aber nicht eines durchaus unvollkommenen: denn eben dieser Mensch hat noch viele Ideen, die richtig sind, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die ädel sind; also nur eines minder vollkommenen." — „Demnach, wenn bey dem Laster auf das Uebel gesehen wird, welches es in der menschlichen Gesellschaft anrichtet: so sehen wir, daß es physisches Uebel sey, d. h. eine Veränderung, die auch ohne Laster, durch den natürlichen Lauf der Dinge, durch die heiligste und gütigste Veranstaltung der Vorsehung doch erfolgt seyn würde. Wenn bey dem Laster auf die Verfassung des Menschen gesehen wird, der das Laster thut, so finden wir ihn nur weniger vollkommen; wir finden ihn auf der Leiter der Geister weiter zurück. Laster ist nur ein ungewöhnlich geringer Grad der moralischen Vollkommenheit; so wie Tugend ein ungewöhnlich großer ist: aber wer kann sagen, ob nicht jeder Geist erst durch die niedern Stufen hindurch muß, ehe er sich zu den höhern erheben kann?"

Ich will zu diesem nichts mehr hinzufügen, sondern zu den Leiden, die vor unsern Sinnen sind, und in unsern Nerven würken, übergehen, und sehen, wie sie sich gegen die Glückseligkeit in der Welt verhalten. Laßt uns zuerst diejenigen anhören, die in Voltair's Beredtsamkeit auftreten und sagen: Wir wollen zugestehen, daß in der Welt nichts Uebel genannt werden kann, als Leiden lebendiger Wesen; wir wollen eingestehen, daß mehr Tugend als Laster bey den Menschen anzutreffen ist! Aber ist damit die größere Summe der Glückseligkeit in der Welt bewiesen? Fühlet ihr nicht die zahlenlosen Leiden, die die ganze Menschheit drücken? Blickt hin auf die großen Schauplätze des Elendes, auf ein Schlachtfeld, und hört das Jammern vieler Tausende, die ein Raub des Geitzes und der Mordsucht werden! Durchwandelt die Krankenhäuser von Europa, und hört das Stöhnen und Gewinsel so vieler Elenden, die mit unnennbaren Qualen der Natur und Arzneykunst heimgesucht werden! Durchwandert alle die Provinzen, die durch Hungersnoth, Pest und Erdbeben verheeret werden, und dann wagt noch euer voriges Geständniß zu behaupten, daß alles in der Welt zum

Besten der Lebendigen abzwekke, daß die Summe der Glückseligkeit das Uebel bey weitem überwiege, und daß diese Welt die beste sey! Betrachtet die bürgerlichen Bedrückungen, den Zustand so vieler Unterthanen, die um eines Fürsten und seiner wenigen Günstlinge willen unter dem drückenden Joche des Despotismus seufzen, woher sich tausendfache Ströme von Uebel über die Menschheit ergiessen! Könnten wir der ganzen lebendigen Schöpfung eine Zunge geben, und sie fragen: „Empfindest du mehr Glückseligkeit als Elend?“ Die ganze Schöpfung würde mit wehklagenden Tönen antworten: „Mehr Elend als Glückseligkeit? Unser ganzes Leben ist ein Gewebe von Elend; enthält einige betrogene Hoffnungen und unbefriedigte Begierden!“

Hieraus sollte man schließen, daß weit mehr Elend als Glückseligkeit in der Welt sey! Allein dieß ist nicht an dem. Freylich wird das Gefühl von der Größe des Elends in uns rege, sobald wir in solche Plätze gestellt werden, wo wir Leiden lebendiger Wesen zusammengedrängt finden. Man nehme aber die Anzahl von Menschen, sie sey auch noch so groß, welche im Kriege unglücklich werden, die in Krankenhäusern

sern seufzen, die durch Hungersnoth, Pest und Erdbeben verheeret werden, und die unter dem Joche einer despotischen Regierung schmachten, und vertheile sie in alle Gegenden von Europa oder des ganzen Erdbodens, und das Erstaunen über das Elend wird aufhören, oder wenigstens nicht mehr so groß seyn. Wir werden alsdann sehen, daß der Glücklichen weit mehr als der Unglücklichen sind.

Adolph. Aber warum scheint der Mensch vom Uebergewichte des Elendes überzeugt zu seyn, und woher mag diese Ueberzeugung kommen?

Vater. Diese Ueberzeugung kommt nicht aus dem Gefühle. Es ist eine von der göttlichen Weisheit angeordnete Täuschung, daß sie uns immer das Uebergewicht des Elends vorspiegelt. Wenn jedes Geschöpf sich so befriedigt fühlte, als es wirklich ist; wenn die Gottheit es mit dieser Ueberzeugung erfüllte: so würde es nicht so glücklich seyn, als es ist. Alle Kräfte, die nach der Ordnung der göttlichen Weisheit wirken, und nach Glückseligkeit zu streben angespannt bleiben müssen, würden hinsinken und erschlaffen. Das Urtheil: Es

giebt mehr Elend als Glückseligkeit, ist mehr eine Bejahung unsers Verstandes, als ein Ausspruch unsers Gefühls. Daher fühlt sich zum öftern der Mensch nicht elend, sondern er denkt sich nur elend, und bringt das gar nicht in Anschlag, daß der Schmerz vielleicht die Ursache vieler nachfolgenden, und die Wirkung vieler vergangenen Glückseligkeiten ist. Schon viele Menschen haben durch Fieberkrankheiten ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, da sie vorher ein immer sieches und elendes Leben führen mußten. Wenn also ein Mensch immer klagt und unzufrieden ist, so ist diese Unzufriedenheit doch kein schmerzhaftes Gefühl, ob es gleich in klagenden Aeusserungen Schmerz zu seyn scheint.

Sodann ist auch wohl zu merken, daß das Mitleid täuschend ist. Wenn wir leidende Wesen sehen, so ist unsere Vorstellung von den Leiden derselben unendlich größer, als die Leiden selbst sind, von denen sie gequält werden.

August. Was ist denn die Ursache hiervon?

Vater. Wenn wir ein leidendes Wesen sehen, so ist uns die Summe seiner Leiden nicht

bekannt. Nun aber werden alle Vorstellungen von unbestimmten Größen in unserer Denkart zu Vorstellungen von unendlichen Größen. Hingegen wenn wir selbst leiden, so ist die Anzahl von Empfindungen bestimmt und werden als etwas Bestimmtes von uns gefühlt. Wir fühlen auch bey unserm eigenen Leiden, daß es nicht eine ununterbrochene Reihe von Schmerz ist, sondern daß, wie in allen elastischen Körpern, auch in dem unsrigen Zusammenziehung und Ausdehnung, Ausspannung und Erschlaffung, immer mit einander abwechseln, und daß wir nur einzelne Stöße von Schmerz fühlen, dann wieder ruhige Pausen von Schmerzlosigkeit oder wohl gar Vergnügen haben.

Adolph. Aber erreicht nicht bisweilen der Schmerz einen so hohen Grad, daß der Mensch nicht vermögend ist, ihn zu ertragen?

Vater. Der Fall ist sehr selten. Wenn der Schmerz am heftigsten ist, so ist er gewiß von der kleinsten möglichen Dauer, und geht entweder in wüthende oder ohnmächtige Bewußtlosigkeit über. Welch eine große Wohlthat! In dem leidenden Wesen bleibt aber auch noch immer der niedrigste Grad von Glückseligkeit,

das

das Vergnügen des Lebens, des Daseyns und Wirkens, und aus der unerschöpflichen Quelle seiner Phantasie kann er sich noch Stoff genug zu angenehmen Empfindungen bereiten. Auch bleibt ihm ja bey seinem Schmerz die Hoffnung noch, diese göttliche Stärkung, wie sie Dusch nennt, die den schmachtenden Elenden erquicket, aufrichtet, ins Leben zurückversetzt, wie der Thau der Morgenröthe das von der Hitze des Mittags hingewelkte Kraut Es ist gewiß, daß der leidende Mensch den Schmerz nicht so stark empfindet, als wir uns vorstellen, denn wir tragen immer den Grad und die Art unserer Empfindsamkeit in das leidende Wesen, das wir sehen, über, und bedenken nicht, wie er durch vorherige Zustände vorbereitet wurde, ihn zu ertragen, oder wohl gar als eine Wohlthat zu empfinden. *) Ein Schmerz aber, der durch

*) J. S. Fest's Versuch über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens zur Beruhigung meiner Brüder. 2te Aufl. 2 Thle, Leipzig, 1789. 8. A. H. Niemeyer's Philotas. rc. 2 Thle. Leipzig, 1783 und 85. 8. Jerusalem's Betracht. über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. Braunschweig, 1776. 8. 1. Theil, 5te Betrachtung.

durch vorhergegangene Schmerzen schon vorbereitet ist, ist bey weitem nicht so empfindlich, als er sich zu äussern pflegt.

Dieß mag hiervon genug seyn. Ich will nur noch zum Beschlusse auf eine vortreffliche Stelle aufmerksam machen, die wohl überdacht zu werden verdient: „Wenn es einen Menschen gäbe, der auf einmal nur die ganze Erde, oder alle Geschlechtsfolgen der Menschen übersähe; der die Empfindungen und Handlungen aller lebendigen Wesen nur in diesem Augenblicke, oder die Reihe aller Empfindungen nur eines einzigen mit einem Blicke umfaßte: für diesen Menschen würde kein Uebel mehr seyn. Die Ordnung des Ganzen würde die Unordnungen der einzelnen Theile verschlingen; das Wenige Uebel würde unter dem Großen Guten verloren gehen; er würde nicht mehr seine abgesonderte Existenz empfinden, sondern sich mit dem ganzen System der lebendigen Wesen zusammenfassen; er würde jedes Geschöpf lieben, und sich an jeder Begebenheit erfreuen — Aber diesem Zustande näher zu kommen, den Kreis seiner Empfindungen und seiner Theilnehmung zu erweitern; sich aus seinem

S. Garve a. a. O. S. 109.

nem

nem Zimmer und der gegenwärtigen Stunde, in die weite Welt, und in die Reihe der immer fortgehenden Jahrhunderte zu setzen: das ist die beständige Beschäftigung des Tugendhaften und des Weisen, wenn er mit seinem Schicksale oder mit seinem Nebenmenschen zufrieden seyn will; es ist beyläufig zu sagen, auch die Beschäftigung des Mannes von Genie. Dieß ist die wahre Erhabenheit des Geistes, ohne welche niemals etwas Großes hervorgebracht, niemals eine standhafte Glückseligkeit genossen worden."

---

*) Garve a. a. O. S. 409.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Trost eines unglücklichen Vaters. Beweis des Vorhergehenden.

Eben finde ich hier eine Geschichte, sprach Lotter zu Augusten, nachdem er sich mit den Seinigen auf die Stube begeben hatte, die sehr gut hierher paßt, und das beweist, wovon wir vorhin sprachen. Du kannst uns dieselbe vorlesen.

August. Recht gerne!

„Ist Gott stets gütig? — Mein Sohn steht vor Kurzem ruhig im Zimmer, in welchem ausser ihm, noch zwey Menschen sind. In dieses Zimmer geht die Thür aus der Gesindestube, und steht eben auf der Klinke. Der Bediente stößt sie mit der geladenen Flinte auf. In dem nämlichen Augenblikke geht selbige los, und der ganze Schußhagel fährt dem dreyzehnjährigen Knaben so gerade ins Herz, daß er mit den Worten: „Mein Gott! Georg, was macht Er!“ todt zur Erde fällt; und ich in der nämlichen Minute da, nur den entseelten

Leichnam meines Fritzens in meine Arme schliessen und seinen erblaßten Lippen den Abschiedskuß geben kann. Ist das Güte? — Strafe, unverdiente — zu harte Strafe! — Die Güte straft nur väterlich, stufenweise und verhältnißmäßig gegen die Verbrecher — das aber ist hier der Fall nicht: denn der Jüngling war gut, und hatte das beste ganz liebevolle Herz gegen Gott, Menschen und Thiere. Wie er zu verstehen anfieng, flossen schon wider seinen Willen heisse Thränen, wenn er vom Leiden Christi nur hörte. Er sparte und gab gern. Das Gesinde liebte ihn vorzüglich. Und nichts glich seiner Freude, wenn er andern Kindern Freude machen konnte. Seinen aus Alter sterbenden Hund verpflegte er unmittelbar mit äusserster Sorgfalt bis an den Tod, und begrub ihn mit Thränen. Er sprach mit Wehmuth von dem schmerzhaften Tode, den eine in der Kirche verirrte Schwalbe würde sterben müssen: und unbeschreiblich groß war seine Freude, wie dieses Thierchen, als wenn es seinen Retter kennte, sich vor ihn setzte, sich greifen und in Freyheit tragen ließ. So war das Herz meines Sohnes beschaffen. Daneben machte er sich stets brauchbar; daß also der Staat an ihm

nicht

nicht allein einen guten, sondern auch einen nutzbaren Mitbürger erwarten konnte. Warum mußte Er nun just ein Opfer von der Unvorsichtigkeit des Bedienten werden? Nur auf eine kleine andere Richtung der Flinte kam es an: so gieng der Schuß vorbey. Nein, diesen Tod hatte er nicht verdient, er, den ohnehin von seiner Jugend an alle kleinern Unglücksfälle in Ansehung seiner Geschwister entweder allein, oder doch vorzüglich trafen, und der also zum Unglück geboren gewesen zu seyn scheint. Und ich, ich weis, daß ich ein Mensch, nicht ohne Fehler bin. Ich bin es mir aber auch bewußt, und kann den Umfang, in welchem ich wandle, mit freyer Stirn auffordern, ob ich meine Pflicht zu erfüllen, mithin Gott nach Vermögen zu gefallen, und dem Nächsten nach Möglichkeit zu dienen suche. Also auch ich habe diesen mir unersetzlichen Verlust nicht verdient. Die Strafe ist zu hart; sie steht mit unsern Vergehungen in keinem Verhältnisse. Denn hätte mir Gott die Wahl gelassen, ob ich die übrige Zeit meines Lebens bey Wasser und Brodt kümmerlich hinbringen, oder meinen Sohn verlieren wollte: ich hätte das erste gewählt. Und dieß würde auch mein Sohn gewählt haben;

so lieb waren wir uns. Die Trennung auf diese Weise war für uns das Härteste, was ich mir denken kann. Gott war nicht gütig; grausam war er! —

So brauste mein angstvolles Herz, dem Gott schrecklich war.

Hat denn aber dieses Unglück keine Seite, von welcher betrachtet, es dennoch als Güte Gottes nicht verkannt werden mag? — Ja, so hart strafend dieser Vorfall auch scheint, so leuchtet dennoch, bey einer ruhigern Betrachtung, Güte Gottes gegen den Erschossenen, gegen seine Aeltern, und selbst gegen den Mörder hervor. Daß jene Seligkeit dem hiesigen Leben vorzuziehen sey, fühlt ein jeder Christ. Man wünscht sich oft hinüber. Nur der Weg dahin, der Tod, schreckt. Güte Gottes ist es also, wenn Jemand ohne die Schrecken des Todes in jene frohe Ewigkeit versetzt wird. Und das ist hier der Fall. Der Erschossene wußte nicht, daß er sterben mußte, bis er wirklich starb. Nicht eher sah' er den Mörder, und das Mordgewehr, bis der Schuß fiel: und Knall und Fall war eins. Der unvermuthete Schuß, wozu er keine Gelegenheit gegeben hatte,

te, entseelte ihn plötzlich: und er starb gewiß selig. Noch war sein Herz unverdorben; noch war er in den Jahren der Unschuld. Und gleichsam mitten in der Ausübung der vorzüglichsten Kinderpflicht starb er. Zu einer fast gleichgültigen und ganz unschuldigen Kleinigkeit holte er eben nicht nur meine, sondern auch die Einwilligung seiner Mutter ein; und froh, daß er nach seinem Wunsche sein Haar durfte schneiden lassen, hüpfte er in das Zimmer, wo ihn der so nahe Tod erwartete. Sterbend sagte er: „Mein Gott!“ und er fluchte dem Mörder nicht; nur auf seine That machte er ihn aufmerksam. Glücklich also ist mein Sohn, ohne die Schrecken des Todes, in die frohe Ewigkeit versetzt. Und könnte ich ihn zurückrufen, so würde ich es, nachdem er einmal überwunden hat, seinetwegen nicht thun: obgleich mein Herz vielleicht mein ganzes Leben hindurch diesen Verlust täglich beweinen wird. Es war Güte von Seiten Gottes, nicht Strafe, daß er seine irdische Laufbahn so frühe, und auf diese Weise endigen mußte.

Der Uebergang in die Ewigkeit ist allemal schwer. Und alles, was diesen Schritt erleich-

tert, ist Güte Gottes. Güte Gottes ist's daher für Aeltern, wenn Gott einen Theil der Ihrigen vor ihnen geschwind und glücklich in die Ewigkeit versetzt: weil es den Abschied von einem Orte erträglicher macht, wenn man einen Theil dessen, was man hier ungern zurückläßt, dort wieder findet. Und so ist es auch Güte Gottes für mich und meine Gattin, daß Gott eins von unsern drey Kindern, die wir in gleichem Grade lieben, auf eine so leichte Art vorabgerufen hat. Denn ohne Wiedervereinigung mit den Unsrigen können wir uns keine Seligkeit denken. *) Und ohne selbige ewig zu leben, oder vernichtet zu werden, wählt mein Gefühl das letzte. Wir finden nun in kurzem eins von unsern Pfändern der Liebe wieder, wenn wir die beyden übrigen nach dem Laufe der Natur auf ein vierzig Jahre hier zurücklassen, und auf so lange Zeit entbehren müssen. Freylich blutet mitten unter dieser Tröstung unser trauriges Herz fort: welchen Ael-

*) D. C. C. Engel, wir werden uns wiedersehen. 2te Aufl. Göttingen, 1788. 8. und C. G. Ribbeck, vom Wiedersehen in der Ewigkeit, vier Predigten. Magdeburg, 1789. 8.

Aeltern aber blutet nicht das Herz, wenn sie ihren Sohn, auch zu seinem Glücke, nur in die Fremde schicken! Es war Güte Gottes gegen uns, daß er uns diese Wunde schlug. Etwas ausserordentliches mußte es seyn, welches den fühllosen hartherzigen Thäter aufmerksam auf sich selbst machen konnte. Gewöhnliche Güte und Strenge würkten nicht auf sein rohes Gemüth, und längst hätte ich ihn entlassen, wenn ich es für verantwortlich gehalten hätte, der Welt einen Jüngling unverbessert zurück zu geben, der in der äussersten Armuth von der Straße aufgerafft war. O du Mörder meines Herzgeliebten, so unbedeutend du deine That noch ansiehst, indem du selbst am Tage des Mordes ungerührt fragen konntest, ob denn der Alte auch schon todt sey? — so schwer wird die Menge der Seufzer und Thränen der Aeltern, Anverwandten und Freunde über deine That, wenn nicht eher, doch gewiß am Ende deiner Tage, auf dein Gewissen drükken. Denn du bist und bleibst allemal der — nicht vorsetzliche, aber auch nicht unschuldige — Mörder deines dir so ergebenen Freundes, der so oft für dich gebeten hat, wenn ich dich fortzuschaffen die größte Ursache hatte. Denn wo-

mit könntest du deine Unvorsichtigkeit vor dir entschuldigen? In der Stunde des Unglücks hattest du gar keinen Beruf zum Gebrauch der Flinte. Und welcher vernünftige Mensch stößt mit einer geladenen Flinte die Thüre auf! Um deiner Ungezogenheit auszuweichen, wählte mein Sohn die Stelle, wo ihn der Schuß traf. Und wärest du ihm mit deinem Tabaksdampfe und andern Unfläthereyen nicht unausstehlich worden: so wartete er neben dir, bis seinem Bruder die Haare geschnitten waren, und der Schuß traf ihn nicht. Zwar bleibst du noch dabey, daß du die Flinte umgestoßen hättest. Allein, so wenig dieses, wenn es auch wahr wäre, wie es nach den Ortsumständen und der Aussage des Zeugen nicht seyn kann, dich entschuldigen könnte; indem das Gewehr allemal so stand, daß du es sahest, mithin nicht umstoßen mußtest, da du kein Kind, sondern achtzehnjährig bist: so gewiß wird dein Gewissen dir nicht stets verhehlen, wie du es versehen hast. Und Güte Gottes ist es auch für dich, daß durch diese grobe Unvorsichtigkeit dein Gewissen aufwachen, und dich auf deine Handlungen aufmerksam machen muß.

Vater.

Vater. Sehet, so tröstet sich der weise Mann bey den Widerwärtigkeiten, die ihn treffen! Er denkt: dieses Widrige konnte nicht ausbleiben, wenn nicht größeres Uebel und Wehklagen erfolgen, und die Summe der angenehmen Empfindungen vernichtet werden sollte. Und ganz gewiß wird dieser betrübte, seines Sohnes auf eine so unvorsichtige Weise beraubte Vater, noch mehrere Spuren der Weisheit und Güte Gottes in der Folge entdekken, als er hier angegeben hat; er wird noch sehen, daß dieses widrige Schicksal der Keim von tausend Glückseligkeiten ist.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ein Schritt zu Goswin's eigentlicher Bestimmung auf der Erde.

Ich habe bisher Lotter mehrentheils allein sprechen lassen, um nicht nur seine Denkungsart, sondern auch die meinige, einigermaßen kenntlich zu machen. Kann ich mich rühmen,

ädel zu denken, und zwar aus Gründen ädel zu denken und zu handeln, so habe ich dieß blos dem Manne zu danken, dessen ganzes Bestreben dahin gieng, so viel Glückseligkeit zu befördern und so viel Elend zu vermindern, als es ihm möglich war. Selbst in gleichgültig scheinenden Dingen war er auf alles aufmerksam, was nur den geringsten Einfluß auf das Wohl oder Wehe seiner Nebenmenschen haben konnte. So war es ihm z. B. nicht einerley, ob er in einer leichten oder schweren Kleidung in der Gerichtsstube erschien: nein, ein ausserordentlich schweres Kleid legte er an, wenn er etwas wichtiges zu verrichten hatte. In einer andern Kleidung erschien er bey großen Zusammenkünften und Feyerlichkeiten, und wieder in einer andern bey bürgerlichen Angelegenheiten und Gesellschaften. „Denn, sagte er, die Kleidung, die wir angelegt haben, hat einen großen Einfluß auf unser Gefühl und auf die Art und Weise, wie wir handeln, und mancher Richter würde manchmal ganz anders urtheilen, wenn er schwerer gekleidet wäre. Auch hängt sehr viel von dem Eindrukke ab, den die Kleidung für die, oder wider die, welche sie angelegt haben,

ben, macht." Ich will meine Leser nicht länger mit Lotters Denkungsart aufhalten, sondern in meiner kurzen Geschichte weiter gehen. Noch muß ich aber sagen, daß Lotters Charakter und Art zu denken auch auf den meinigen und auf meine Denkungsart übergegangen und daß es also beynahe einerley ist, ob meine Leser Lottern oder mich hier etwas näher haben kennen gelernt. Ich werde auch in der Folge noch manchmal auf Lottern zurückkommen und etwas mehreres von ihm sagen müssen, als hier hat geschehen können, denn er war es ja, der den größten Einfluß auf meinen Charakter und auf mein ganzes Glück hatte. — Nicht länger als etwas über ein Jahr hatte ich das Vergnügen, den Umgang mit Lottern und seiner Familie zu genießen: denn ich erhielte sehr bald von dem alten Herrn von Oppenheim die Gerichtshalterstelle, wozu mir schon vorher dessen Sohn die größte Hoffnung gemacht hatte. Das Amt, wozu ich befördert wurde, war wirklich so beschaffen, wie es mir mein Freund vor seiner Abreise beschrieben hatte; es war für eine kleine Familie hinreichend. Nur war noch eine kleine Bedingung dabey, die mich bey-

nahe davon wieder abzustehen genöthiget hätte: ich sollte nämlich so lange, bis der alte Gerichtshalter mit Tode abgegangen seyn würde, an keine Verbindung denken, weil die halbe Besoldung diesem noch zu Theil werden müßte. Ich sahe die Billigkeit dieser Forderung ein, und willigte endlich darein. Wie schwer mir der Abschied von Lottern und dessen Familie wurde, läßt sich leicht denken. Wilhelmine liebte mich aufrichtig, und ich kannte keinen andern Wunsch, kein größeres Glück, als sie beständig um mich zu haben, mit ihr das Glück der Liebe und innigsten Freundschaft zu genießen. Das Alter ist nicht fähig mehr, die Empfindungen der innigsten Liebe anschaulich zu machen: daher sich meine Leser begnügen müssen, wenn sie hier weiter nichts von der Liebe zwischen mir und Wilhelminen finden. Lotter, dessen Auge nicht leicht etwas verborgen blieb, merkte bald unsere Zuneigung gegen einander, und ich hatte große Hoffnung, meinen Wunsch einstens erfüllt zu sehen. So bald ich mein Amt angetreten, bat ich um Wilhelminens Hand, und der Vater schien meinem Willen nicht zuwider zu seyn. Habe ich je auf den Tod irgend ei-

nes

nes Menschen gewartet, so war es der Tod des alten Gerichtshalters, der mir doch Anfangs ein bischen zu lange zu leben schien.

Herr von Oppenheim, in dessen Dienste ich nunmehr stand, war ein Mann von dem vortrefflichsten Charakter. Er war ein Mann, dessen heissester Wunsch es war, mit seinen Vorzügen und Gütern so viel zufriedene und glückliche Menschen zu machen, als es ihm möglich war. Er war weder stolz auf seinen Adel, denn er wußte, daß der Adel ein zufälliges Ereigniß und angeborner Rang, überhaupt etwas unnatürliches sey; noch stolz auf seine Glücksgüter, denn diese waren nicht sein Verdienst, sondern er hatte sie von seinen Vorfahren geerbt. Der alte Gerichtshalter hat mir viel Gutes, viel Vortreffliches von ihm erzählt, davon ich nur etwas weniges wieder erzählen will. „Dieser Herr hatte sich, sagte er einstens zu mir, in seinen jüngern Jahren mit einem armen Mädchen, das seine Aeltern in ihren Dienst genommen hatten, in einen etwas zu vertrauten Umgang eingelassen. Beyde liebten sich zärtlich. Aber die Aeltern wandten alles an, um ihren Sohn von einer Verbindung abzuhalten, die, wie sie sagten,

ihrer Familie ein ewiger Schandfleck bleiben würde. Das Mädchen wurde plötzlich entfernt, und kein Mensch konnte eine Spur von ihr entdekken. Der junge Oppenheim, unser jetziger Herr, gieng wie ein Schatten einher; nichts in der Welt war vermögend seinen Kummer, den er vor seinen Aeltern immer verbergen mußte, zu lindern. Kurz darauf war auch er verschwunden, und Niemand wollte ihn gesehen haben, selbst seinen Aeltern war sein Aufenthalt unbekannt. Er schrieb von Zeit zu Zeit seinem Vater, der ein harter und stolzer Mann war, daß er, als der einzige Erbe, gerne Verzicht auf alles thun würde, wenn man ihm das rauben wollte, was ihm auf dieser Welt sein größtes Glück wäre; daß er nie sein väterliches Land wieder betreten und nie seinen Aufenthalt bekannt machen würde, wenn man nicht durch öffentliche Anzeigen ihn zurückrufen und seine Verbindung mit dem aus ihrem Hause verstoßenen Mädchen, das die Liebe nach vieler Mühe wieder in seine Arme zurückgeführt, genehmigen würde. Der Vater, der schon ziemlich weit in die Jahre war, grämte sich, seines harten Herzens ungeachtet, dennoch wegen des

schlimmen Zustandes seines Sohnes, dessen vester Sinn ihm schon bekannt genug war. Die Mutter war ganz untröstlich über den Verlust ihres einzigen geliebten Kindes, und überhäufte ihren Gemahl mit bittern Vorwürfen. Der Vater sahe sich aus mehr als einer Ursache genöthiget, seinen Sohn öffentlich zurückzurufen und ihm alles zu bewilligen, was dieser wünschte. Der Sohn ließ sich nicht zweymal rufen; er kam zu seinen Aeltern mit dem Gegenstande seiner Liebe an der Hand. Die Verbindung mit diesem Mädchen wurde vollzogen, und er genießt bis jetzt das vergnügteste Leben mit ihr. Ein Sohn und zwey Töchter krönten seine Liebe, die stärker als der Tod ist." Ich hörte dem alten Gerichtshalter mit vielem Vergnügen zu, denn alle seine Erzählungen trugen das Gepräge der Wahrheit und Einfalt des Herzens. Ich konnte mir die Empfindungen niemals erklären, die ich hatte, wenn ich diesem ehrlichen Greise zuhörte, den ich noch recht lange um mich hätte haben mögen, und dessen Abschied von der Welt doch erst mein Glück vollkommen machen sollte. Ich verwaltete indessen mein Amt sehr gewissenhaft und Herr von Oppenheim

heim war äusserst wohl mit mir zufrieden. Wir lernten uns bald genauer kennen, und die gute Schilderung, die ihm sein Sohn ehehin von mir gemacht hatte, trug dazu bey, daß er nicht nur mehr Zutrauen zu mir hatte, als zu irgend einem andern, sondern mich auch seiner besondern Freundschaft würdigte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Etwas ganz gewöhnliches.

Oppenheims Töchter waren zwey vortreffliche Mädchen, deren Verstand ihrer äusserlichen Schönheit vollkommen entsprach. Die älteste von ihnen stund in einem Alter von 22 Jahren, und die jüngste mochte ungefähr 20 Jahre alt seyn. Beyde waren schön, aber doch nicht so schön, als Wilhelmine; beyde besaßen viele Kenntnisse, aber doch nicht so viel, als Wilhelmine — Diese hatte in meinen Augen alles in einem weit höhern Grade, als alle andere Mädchen in der Welt. Auch

sogar

sogar den Dingen, die Wilhelmine besaß, oder von denen sie umgeben ward, legte ich einen weit höhern Werth und Vorzug bey, als andern Dingen, die vielleicht zehnmal besser und schöner waren. Daher war mir Wilhelminens Mutter, eine viel bessere und verständigere Frau, als Oppenheims Gemahlin; Wilhelminens Sprache und Gesang, waren in meinen Ohren Engelstöne. — Wilhelminens Hunde, Katzen, Vögel ꝛc. hielt ich werther, als mancher Vater seine Kinder.

Ein Hofmeister, der ehemals Theologie studirt hatte, und nun in Ruhe gesetzt ward, ein Jäger und zwey Bedienten vermehrten Herrn von Oppenheims Familie. Mit ersterem, und einer alten Tante, die ich zu nennen bald vergessen hätte, pflegte ich mich öfters gerne zu unterhalten. Jener war ein guter ehrlicher Mann, aber auch weiter nichts. Seine theologischen Wissenschaften mochte er ganz gut studirt haben, nur war nicht gut mit ihm zu philosophiren, denn alles wollte er mit der Schrift beweisen, es mochte nun mit der Vernunft übereinstimmen, oder nicht. Seine wunderlichen Schicksale, die er erlebt

hatte, und von denen er mir vieles erzählte, wie auch mein eigener Wunsch, mit den theologischen Systemen näher bekannt zu werden, machten, daß wir einander oft besuchten und uns von allerhand Dingen unterredeten. Diese, die Tante, hatte in der Art der Erzählung viel Aehnliches mit dem Hofmeister; ihre Gesichtszüge, ihre Sprache und Ausdrücke hatten so etwas, das mir gefiel, das ich mir aber damals nicht erklären konnte. Genug, ich sprach gerne mit dieser alten Frau.

Das erste Winterhalbejahr hatte ich nunmehr auf Oppenheims Gütern zurückgelegt, und kein besonders unangenehmer Zufall hatte meine Zufriedenheit gestört. Der kalte und stürmische Winter fieng bereits an unsere Fluren zu verlassen, und die angenehme Frühlingswärme, die jedes Wesen neues Leben und tausendfaches Vergnügen genießen läßt, den häufig herabgefallenen Schnee in seine Bestandtheile aufzulösen. Das daraus entstandene Wasser, welches die Flüsse und Bäche nicht alles in ihren Betten behalten konnten, hatte aber auch auf unserm Gute und in den benachbarten Gegenden unsäglichen

Jam=

Jammer verursacht. Hier weinten Landleute um ihre weggeschwemmte Saaten, und überhäuften den Himmel mit Vorwürfen, daß er sie in ihrer Hoffnung getäuscht hatte. Dort hatte die Fluth ihre niedern Hütten zerstört und manchem Vater seine Kinder oder Gattin hinweggeführt. Hier beweinten trostlose Mütter und unerzogene Kinder den Verlust ihres Versorgers, und dort seufzte der arme Tagelöhner über Mangel an Arbeit und Unterhalt; kurz, allenthalben sahe man Spuren der Verwüstung und des größten Elendes, und nur sehr selten fand man einen Landmann, der nicht behauptet hätte, daß hier alles Uebel zusammengedrängt sey. In dieser übeln Stimmung meiner Seele kam der alte Hofmeister zu mir auf meine Stube. „Kommen Sie, sprach er zu mir, und lassen Sie uns diesen Vormittag auf einige Dörfer gehen, um uns selbst von den zahlenlosen Leiden, unter welchen jetzt so viele seufzen, zu überzeugen, und dann werden Sie nicht mehr, wie vorhin, behaupten, daß mehr Gutes als Böses in der Welt sey, sondern der Schrift glauben, welche allenthalben die Unvollkommenheit der Welt und das große Elend des menschlichen Lebens

vor Augen stellt.“ Das wollen wir, sagte ich, denn man lernt nie sein Glück recht kennen, wenn man nicht das Elend kennt. — Wir giengen zusammen durch den auf Oppenheims Gute gelegenen Wald. Kaum waren wir in denselben getreten, als wir auf einen Trupp Leute stießen, die sich um ein angemachtes Feuer herumgesetzt hatten, und ihre erkälteten Glieder und durchnäss'ten Kleider wärmten und trockneten. Es war natürlich, daß auch wir hinzutraten, um zu erfahren, wie unglücklich diese Menschen in einigen Stunden geworden waren. Ein alter abgelebter Greis, der schon durch den bloßen Anblick Mitleid einflößen mußte, beantwortete uns unsere Frage folgendergestalt: „Das Wasser hat uns nicht einmal die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens gelassen. Unsere kleine Wohnung, unser Nachtlager, unsere Nahrungsmittel und alle unsere Kleider sind in vergangener Nacht in Zeit von einer Stunde der Raub der Wellen geworden. O, dieser Schlag des Schicksals ist gewiß der letzte in meinem Leben, denn ich bin schon dem Grabe sehr nahe, und habe der unglücklichen Zufälle schon zu viel ausgestanden. Nur des einzigen zu

er-

erwähnen, von dem ich mich mit meiner Tochter noch nicht ganz erholt hatte, als mich gegenwärtiger traf. Vor drey Jahren nämlich kam in unserm Dörfchen Feuer aus, der größte Theil desselben gieng in der Flamme auf, und alles das Meinige wurde vom Feuer verzehret. Dieses Unglück schlug mich aber doch nicht ganz zu Boden. Ich hatte doch noch mein Vieh und etwas Getraide gerettet, und die Aernte war auch vor der Thür. Der Himmel bescheerte mir eine überaus reiche Aernte, und dadurch, wie auch durch unsern Fleis und durch die Mildthätigkeit guter Menschen, ward dieser Schade bald wieder geheilt. Ich bauete mir ein neues Häuschen und Gott segnete unsere Arbeit. Aber jetzt ist alles, alles weg! — Nichts haben wir retten können, als das, womit wir uns hier gekleidet haben. Ob ich gleich in diesem Augenblikke keine Rettung vor mir sehe; so will ich doch nicht ganz verzagen. Ich für meine Person will zwar gerne Verzicht auf gegenwärtiges Leben, mit allen seinen Freuden, thun, wenn nur mein Kind, das mir so sehr am Herzen liegt, in bessere Umstände versetzt würde. Ach, ich bin in einer Unruhe."

Wo ist denn Euer Kind? fragten wir den Alten.

„Ein fremder Herr, gab uns der Greis zur Antwort, hat es auf sein Pferd genommen und es in Sicherheit bringen wollen. Dieser Herr wurde der Retter meiner Tochter. Mit Gefahr seines eigenen Lebens stürzte er sich in die Fluthen, welche meine geliebte Tochter schon ergriffen hatten, und rettete sie glücklich."

Indem der Alte weiter reden wollte, kam seine Rosine hinter den Büschen hervorgesprungen, und umarmte ihren alten Vater. „Lieber Vater! freuet Euch! schrie sie voller Freude, der Herr, der mich aus dem Wasser rettete, hat mich zu dem Schulmeister in dem nächsten Dorfe hier gebracht. Seht, wie gut die Leute sind! sie haben mir einstweilen andere Kleider gegeben, damit ich die meinigen wieder trocknen könnte. Der fremde Herr hat aber auch den Schulmeister recht gebeten und ihm Geld gegeben, daß er für Euch und mich ja recht sorgen möchte, bis er wieder zurückkäme. Er will noch diesen Sommer wieder hieher kommen — o wenn er doch nur

noch da wäre, damit Ihr ihn recht ansehen könntet! Bald hätte ich vergessen Euch das Geld, das er mir geschenkt hat, zu zeigen. Seht einmal, sechs Dukaten hat er mir gegeben, der gute Herr!"

Meine Tochter! führe mich zu ihm, damit ich ihm danken kann —

„Er ist schon wieder weggereist; seine Geschäfte, sagte er, ließen es nicht zu, einen Augenblick länger zu verweilen. Das Geld, setzte er hinzu, wird eure Bedürfnisse einstweilen befriedigen, bis ich wieder zurückreise, wo ich gewiß für euch sorgen will. Mit Herrn Schulmeister will ich mich auch abfinden. Gehe, mein Kind! sprach er zuletzt zu mir, und bringe deinen Vater hierher; bald sehe ich Euch wieder. Hier setzte er sich auf sein Pferd und ritt davon. Kommt, lieber Vater! mit mir und freuet Euch über alles das Gute, das wir heute erhalten haben!"

Wir begleiteten den Vater und die Tochter in des Schulmeisters Wohnung, und fanden alles gegründet, was das Mädchen gesprochen hatte. Den fremden Herrn konnten

wir aber nicht ausforschen, denn den Namen wußte der Schulmeister auch nicht. Hier erfuhren wir auch von dem Schulmeister, daß Rosine eine Zeitlang bey einer adelichen Herrschaft in Diensten gestanden, ihren Dienst aber aus freyen Stücken vor kurzem verlassen habe, um ihrem alten Vater, der ihrer Hülfe so sehr bedurfte, beyzustehen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Goswin wird von Herrn von Oppenheim nicht ohne Ursache zum Besuche eingeladen.

Da wir uns hier schon etwas lange aufgehalten hatten und die Wege wegen des darauf stehenden Wassers nicht gut zu gehen waren: so kehrten wir wieder nach unserer Wohnung zurück. Der Hofmeister ließ sich meiner Vorstellungen ungeachtet nicht von seiner einmal angenommenen Meynung zurückbringen; er behauptete steif und fest: Es ist ein elendes und jämmerliches Ding um aller Menschen

schen Leben. Ich schwieg endlich gar stille, und ließ ihn wehklagen, so viel er wollte; denn es ist nicht gut mit Leuten disputiren, deren Eigensinn keine Gründe annehmen will. Tags darauf schilderte ich Herrn von Oppenheim das Unglück, welches das Wasser angerichtet hatte, und vorzüglich empfahl ich den alten Greis und dessen Tochter seiner Hülfe. Oppenheim zog hierauf nähere Erkundigung von dem Schaden ein, den seine Unterthanen erlitten hatten; er leistete ihnen thätigen Beystand, so, daß nach Verlauf eines halben Jahres jeder der Verunglückten wieder ein Häuschen bewohnte, und Rosinens Vater, den das hohe Alter zur Arbeit unfähig gemacht hatte, erhielt noch besonders ein kleines Jahrgeld von ihm.

Es war schon etwas über die bestimmte Zeit, da der junge Herr von Oppenheim von seinen Reisen wieder zurückkommen sollte. Den Vater schien seines Sohnes Aussenbleiben verdrießlich gemacht zu haben, denn er war nicht mehr der so gefällige, freundschaftliche Mann, der er vorher gewesen war. Dieß kam mir ganz ungewöhnlich vor. Noch auf-

fallender aber war es mir, als er mich eines Tages auf eine Tasse Kaffee in seinen Garten bitten ließ. Ich erschien zur gesetzten Stunde, und die älteste von seinen zwey Töchtern machte dießmal die Wirthin. Indeß sich die Uebrigen aus der Laube wegbegaben und einen Spaziergang um den Garten machten, wandte sich diese sehr freundschaftlich zu mir und bat mich recht inständig, ihr zu sagen, ob ich niemals an ihrem Bruder, da ich noch auf Universitäten bey ihm gewohnt, etwas bemerkt hätte, das mir sehr aufgefallen wäre? Nichts, antwortete ich, als daß er ein sehr guter, gefälliger und einnehmender junger Mensch gewesen. "Haben Sie in der That weiter nichts merkwürdiges an ihm gefunden?" fragte sie mich zum zweytenmal. Ich wußte nicht mehr, was ich antworten sollte. Gar nichts, antwortete ich; ich müßte ihm, wenn ich ja noch etwas sagen sollte, etwas zu viel Lebhaftigkeit des Temperaments und jugendlichen Leichtsinn beymessen. — „Ja, ja, das meynte ich eben! unterbrach sie mich; wenn er nur nicht ein Unglück auf seiner Reise genommen hat!" Herr von Oppenheim näherte sich hier unserer Laube wieder, und

sprach:

sprach: „Ja, ja, seine jugendliche Unbesonnenheit hat er gewiß noch nicht ganz vergessen, und diese ist es, die mich alles für ihn fürchten läßt. Sein letzter Brief aus Lucern war gar nicht in der Gemüthsverfassung geschrieben, in welcher er sonst seine Briefe zu verfassen pflegt; dieß machte mich schon aufmerksam, und ich muthmaßte, daß ihm etwas Widriges müßte begegnet seyn. Meine Muthmaßung wurde zuletzt in Wahrscheinlichkeit verwandelt, da ich am Ende seines Briefes las, daß er vermuthlich erst nach zehn Monaten wieder zurückkommen würde.“ Ich wandte alles an, was Herrn von Oppenheim und seine Familie einigermaßen beruhigen konnte, und sagte endlich, daß der junge Herr einen guten Führer bey sich hätte, der ihn gewiß vor Gefahren und Fehltritten warnen würde. „Das ist schon wahr; aber oft werden auch die besten Führer selbst Verführer.“

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Ein Kapitel für Väter und Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt.

Noch diesen Tag gieng ich zu dem alten Gerichtshalter und sprach mit ihm von Oppenheims Angelegenheiten. Dieser sagte unter andern zu mir: „Unser gnädiger Herr ist, wie Sie selbst wissen werden, ein vortrefflicher ädeldenkender Mann, der nur im Stillen Gutes zu würken und zu befördern sucht. Sein innigster Wunsch ist, seine Kinder, die er so zärtlich liebt, glücklich zu machen. Ich glaube, daß er jedem, der von der Bestimmung des Weibes und von den Pflichten, die der Mann diesem Geschlechte schuldig ist, eine deutliche Kenntniß besäße, gerne seine Töchter anvertrauen würde. Allein es hält sehr schwer, sein Zutrauen zu erlangen, und noch ist es keinem von denen gelungen, die um die Hand einer seiner Töchter angehalten haben; jeden derselben wies er sehr höflich mit der Erklärung ab, daß seine Töchter noch nicht in dem Zustande wären, glückliche Gattinnen und gewissen-

wissenhafte zärtliche Mütter zu werden. So bald sich eine Mannsperson zum Besuche bey ihm anmeldete, von der er vermuthete, daß sie am Ende den Freyer spielen würde: so mußte sie wenigstens acht Tage bey ihm bleiben, in welcher Zeit Herr von Oppenheim die geheimsten Gesinnungen dieser Person, die sie in Absicht auf das weibliche Geschlecht hatte, zu erforschen bemüht war. Und da fand er denn immer, daß ganz andere Ursachen zum Grunde lagen, warum man seine Töchter zu Gattinnen verlangte. Es kann seyn, daß er hierinne etwas zu weit geht, daß er zu große Forderungen an das erste Geschlecht thut: allein es ist nun einmal nicht anders, und aus eben diesem Grunde, seine Töchter nämlich keinem Wollüstlinge, Verschwender oder Geizigen Preis zu geben, kommen diese Mädchen selten in Gesellschaften, es müßte denn seyn, daß ihre Aeltern selbst zugegen wären. Seine Begriffe, die er von dem weiblichen Geschlechte überhaupt hat, scheinen mir auch sehr wahr und gegründet zu seyn. Einstens meldete sich ein junger Herr von Adel bey ihm, von dem Oppenheim schon wußte, daß er der Wollust häufige Opfer

gebracht hatte. Er ließ ihn in ein Zimmer zu sich kommen und unterhielt sich eine Zeitlang mit ihm. Da dieser um seine jüngste Tochter anhielt, und Oppenheim seiner gerne auf eine Art los werden wollte, daß er nie wiederkommen möchte, endigte er sein Gespräch, welches ich in dem Nebenzimmer, wo ich eben Geschäfte hatte, mit anhörte, folgendermaßen: „„Meine Tochter ist zu einer so wichtigen Verbindung noch nicht geschickt genug. Sie wissen ja, daß in dem Weibe der Keim des menschlichen Geschlechts verborgen liegt; daß der Mann hierbey weiter gar nichts thut, sondern daß alles dem Weibe überlassen ist; das Weib ist es, auf welchem das Leben des kleinen Geschöpfes beruht, und welches die Gottheit dazu auserſehen hat; das Weib ist es, welches den Säugling bilden und seinen Charakter zu guten und sanften Empfindungen gewöhnen soll; das Weib soll dem Manne die schweren Geschäfte und Mühseligkeiten des Lebens erleichtern und versüßen. Denken Sie einmal, was für ein wichtiges Werkzeug das Weib auf Erden ist, welches die Gottheit gebraucht, um ihre Absichten auszuführen! Wie groß die Pflichten eines

Wei-

Weibes sind! Würden Sie wollen, daß ein Frauenzimmer, das noch nicht das gehörige Alter und den reifen Verstand besitzt, den eine Gattin haben muß, ihre große Pflichten verabsäume und dadurch den Absichten Gottes hinderlich werde? Kann es einem tugendhaften Manne gleichgültig seyn, wenn niederträchtige Wollüstlinge ein solches junges unschuldiges Mädchen zu verführen suchen, und sie, wo nicht ganz unglücklich, doch wenigstens unzufrieden auf ihre ganze Lebenszeit machen? Giebt es nicht genug solcher Mannspersonen, die ein solches Verbrechen als einen nichtsbedeutenden Romanstreich ansehen und sich kein Gewissen machen, wenn sie die Tugend und Unschuld eines so zarten Geschöpfes mit Füßen getreten haben? Sie sehen, daß, wenn ich meine Tochter mit so unausgebildeten Geistes- und Körperkräften verheurathen wollte, ich sie selbst unglücklich machen würde, und das kann und darf kein Vater thun, wenn er auch nicht so gut gegen seine Kinder gesinnt seyn sollte, als ich bin. Sollte sich aber nach einigen Jahren eine tugendhafte, unbescholtene Mannsperson finden, die eine von meinen Töchtern glücklich zu machen

wünsch-

wünschte, und gegen die sie selbst Liebe empfänden, dann würde ich mit Freuden eine solche Verbindung zu befördern suchen.““

„Dieß war ungefähr der Inhalt von Oppenheims Gespräch, das er mit diesem Herrn hielt. Dieser Freyer kam, wie man leicht denken kann, nicht wieder. So wies er mehrere ab, die nicht nach seinen Grundsätzen dachten und handelten. So wie er nun ein sehr wachsames Auge auf seine Töchter hat, so trägt er auch die größte Sorge für seinen Sohn. Er wollte ihn durchaus nicht auf Reisen gehen lassen, weil er ihm noch zu wenig Festigkeit des Charakters zutraut, und äusserst besorgt ist, er möchte nicht nur selbst ins Unglück gerathen, sondern vielleicht auch andere in dasselbe stürzen. Durch vieles und anhaltendes Bitten von Seiten seines Sohns selbst, seiner Gemahlin und Töchter, erfüllte er endlich, wiewohl mit Unwillen, ihren Wunsch, und bestimmte ihm eine gewisse Zeit, nach deren Verlauf er sich wieder einfinden sollte.“

Aber, unterbrach ich den Greis, wie sind denn die Leute mit ihrem Hofmeister zufrieden? „Herr von Oppenheim und die Seinigen sind äusserst wohl mit ihm zufrieden, denn in

in der Musik, Zeichnen, und Tanzkunst ist er sehr bewandert. Und nur in diesen Dingen giebt er Unterricht. In den frühern Jahren der Kinder war ausser diesem noch ein anderer Hofmeister hier, der sie in den übrigen Wissenschaften unterrichtete, und nur erst vor zwey Jahren hat er die sehr einträgliche Pfarre auf des gnädigen Herrn anderm Gute erhalten. Der noch gegenwärtige Hofmeister war schon etwas alt, als er hierher kam, und eben sein Alter — und Geschicklichkeit in den erstgenannten Künsten waren Ursache, daß ihn Herr von Oppenheim annahm. Als Volkslehrer würde er nun freylich nicht viel Nutzen stiften können, wie der gnädige Herr einstens sagte; er ist auch nunmehr Zeitlebens versorgt, denn er bekommt ein beträchtliches Jahrgeld, das ihn vor allem Mangel schützt."

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Goswins Freude und Leid.

Ich erkundigte mich bey dem alten Gerichtshalter nach allem, was mir in dem Betragen und der Art zu handeln, die Oppenheim befolgte, und die mir bisweilen nicht mit dem Charakter eines weisen Mannes übereinzustimmen schien: und ich erfuhr immer, daß er nicht ohne Grund und Ueberlegung so handelte, wie er wirklich that. Die Erzählungen, die mir dieser Greis von Oppenheims Handlungs- und Denkungsart machte, leiteten mich dahin, daß ich genauer untersuchte und auf alles merkte, was Oppenheim vornahm, wenn es auch noch so widersprechend zu seyn schien; denn ich fand am Ende doch, daß seine Plane gut ausgedacht waren. Ich hätte vielleicht noch wichtigere Dinge, die Oppenheims Familie betrafen, von dem geschwätzigen Greise erfahren können, wenn die Natur nicht so bald und so schnell ihr Recht an ihm ausgeübt hätte. Denn nach einem kurzen Umgange mit ihm wurde er durch einen

Schlag-

Schlagfluß plötzlich von meiner Seite wegge=
rissen, um einem andern Gegenstande, dem
vielleicht jede Stunde ein Jahr zu seyn schien,
Platz zu machen. So wohlthätig auch die
Natur sich hier bezeigte; so schmerzte mich
doch der Verlust dieses ehrlichen, biedern Grei=
ses überaus sehr. Nie habe ich über den Tod
mehr und lebhafter nachgedacht, als bey dem
Hintritte dieses alten Mannes. „Gott! dach=
te ich, wie kurz und wie unbeständig ist doch
das Leben des Menschen! Wie sicher lebt nicht
der Mensch dahin, ohne zu bedenken, daß er
vielleicht heute noch von dem Schauplatze der
Erde abtreten muß! Wie unbekümmert ist er
wegen des gewiß empörenden Gedanken des
Todes, den die Gottheit aus weisen Absichten
weit aus dem Kreise des menschlichen Ver=
standes und Gedächtnisses hinausgerückt hat!
Wie schrecklich mußt du jedem vernünftigen
Geschöpfe, das ernsthaft über dich nachzuden=
ken gewohnt ist, vorkommen! Aber wie wohl=
thätig bist du auch für jedes Geschöpf, das
sich seiner ganzen Vollkommenheit, wozu es
doch die Gottheit bestimmt hat, noch nicht er=
freuen kann! An deiner Hand gehen wir in
seligere Gegenden hinüber, und lassen alles

Elend, das sich der Mensch selbst, aber nicht du, o Tod! bereitet, hinter uns zurück. — Du bist für die meisten Menschen nicht schrecklich, bist ihnen nur der Uebergang zu einem bessern Leben, gleich der Nacht, auf welche ein schöner Morgen folgt! Du bist noch das Einzige, das der Zeit und allem Elende, welches deine Gestalt schaudervoll macht, Schranken setzen und den betrübten Sterblichen von allem Ungemache befreyen kann!" Mit solchen und ähnlichen Betrachtungen reiste ich nach einigen Tagen nach D. zu Herrn Amtmann Lotter und meiner Wilhelmine, um ihnen zu sagen, wie viel ich verloren, und wie viel ich durch diesen Verlust gewinnen würde. Der Gewinn wurde mir bald darauf durch eine der Gewohnheit gemäße Verbindung zugesichert: aber auch an diesem Tage, den ich gewiß unter die glücklichsten meines Lebens zu zählen Ursache habe, verließ mich nie der Gedanke des Todes, der noch herrschend in meinem Verstande war, und ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde der Meynung, daß auch in den Vergnügungen und Freuden des Lebens Ernsthaftigkeit den Mann nie verlassen müsse, der über die großen Dinge in der Welt, über Leben, Tod, Unsterblichkeit, Zukunft, &c.

nachdenkt und seinen Geist zu ernsthaftern Geschäften vorbereitet.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wir finden uns wieder.

Vergnügter, als ein König, dessen Geitz und Habsucht ganze Länder erobert, reiste ich in Begleitung meiner Wilhelmine und der Ihrigen auf meinen einsamen ruhigen Landsitz zu, um das Leben mit seinen tausendfachen Annehmlichkeiten an der Seite einer guten Gattin zu genießen. So bald Herr von Oppenheim unsere Ankunft vernommen hatte, schickte er sogleich einen seiner Bedienten und ließ uns alles Gute zu unserer neu angetretenen Lebensbahn wünschen; zugleich bat er sich auf eine Stunde Herrn Amtmann Lotters Besuch aus. Dieser entledigte

sich nach einer halben Stunde seiner Schuldigkeit, die ihm der Sittengebrauch auflegte. Nach einer zweystündigen Unterredung kam Lotter von Herrn von Oppenheim wieder zurück auf meine Stube. Aber wie wurde ich in Erstaunen gesetzt, als Lotter meinen Freund Renner, der mir in seinem Priesterornate kaum noch kenntlich war, an der Hand geführt brachte! „Gott! dachte ich, wie viele Freuden gewährst du mir auf einmal! Welche angenehme Empfindungen lässest du durch die Gegenwart eines Freundes, den das Schicksal eine Zeitlang von mir entfernt hielt, entstehen, um meine Freude noch vollkommener zu machen!“ „Ich bin, liebster Freund! sagte er nach einer kurzen Unterredung, etwas zu späte gekommen — Ich glaubte dein Hochzeitfest mitbegehen zu können, allein diese Hoffnung wurde mir vereitelt, — indem Hymen etwas eilfertig und ich ihn einzuholen nicht im Stande war — Doch Scherz bey Seite! Die Absicht meines gegenwärtigen Besuchs war keine andere, als dich, meinen besten Freund, einmal zu umarmen, denn deine Verbindung war mir bis auf den heutigen Tag, da ich hier ankam, nicht bewußt.“ —

Das

Das macht mir ausserordentlich viel Vergnügen; nur bedauere ich, daß die weite Reise, und die Witterung —

„Meine Reise hat nicht blos zur Absicht, einen Besuch bey dir abzustatten, denn da würde es doch ein Bischen ohne Kopf gehandelt seyn, — auch würde dieß mein Amt nicht gestattet haben, denn ich bin jetzt nichts geringeres, als Diakonus in meiner Vaterstadt — wie lange ich aber noch dieses Amt bekleiden werde, weis ich nicht — "

Nun wie so denn? hoffest du denn weiter befördert, oder befürchtest du wohl gar abgesetzt zu werden? —

„Sehr wahrscheinlich das letztere! — Ich wurde bald nach deiner Abreise von L. meinem Vater substituiret und kurz darauf erhielt ich durch Vermittelung seiner Gönner und Freunde das Amt selbst. So lange mein Vater den Gottesverehrungen selbst noch beywohnen konnte, richtete ich mich nach seiner Art zu denken, und zu predigen, und jeder war mit mir zufrieden: so bald er aber schwächer wurde und meine

Predigten nicht mehr hören konnte, predigte ich nach meiner Art und nach meiner Ueberzeugung; der Beyfall, mit dem man mich sonst beehrte, verminderte sich von Tage zu Tage. Bey der letzten Bürgermeisterwahl hatte ich an einem der Wochentage, wo man öfters leeren Stülen und Bänken predigen muß, auch die Rede zu halten, wie es daselbst gewöhnlich ist. Ich redete von den Pflichten der Obrigkeiten gegen ihre Unterthanen, und sagte unter andern, daß diejenigen, die das Vermögen besäßen, recht viel zur allgemeinen Glückseligkeit beyzutragen, noch gar nichts thäten, wenn sie weiter nichts als ihre Pflichten beobachteten, nichts weiter thäten, als was ihre Bestallung mit sich brächte. Ich machte es dem denkenden Zuhörer ziemlich wahrscheinlich, daß die Gottheit weder barmherzig noch gütig sey, daß sich mancher an jenem Orte jenseits des Grabes betrogen finden würde, der auf ihre Barmherzigkeit alles baut, und dabey das große und wichtige Gesetz: „Mensch! befördere so viel Glückseligkeit, und vermindere so viel Elend, als dir möglich ist!“ unerfüllt läßt. Ich schilderte, da es der Gang meiner Rede mit sich brachte, den despotischen Stolz und zergliederte den Charakter eines solchen Stolzen. ꝛc.

Diese

Diese Predigt, die ich vor einem vermischten Haufen nicht würde gehalten haben, setzte den hochweisen – Rath in einen solchen Zorn gegen mich, daß er eine Klage wegen erstgenannter Sätze wider mich anhängig machte — besonders fand sich der neuzuwählende Bürgermeister, den ich eigentlich noch gar nicht kannte, äusserst beleidigt, denn er selbst und der ganze wohlweise Rath behaupteten, ich hätte seinen Charakter kenntlich gemacht. Da diese Sache in meiner Vaterstadt nicht abgethan werden konnte, so mußte ich mich vor einem höhern Gerichte stellen — Dieß war die Ursache meiner Reise, welche mich, ungeachtet sie sehr beschwerlich und verdrießlich war, in den Besitz eines Gutes versetzt hat, das ich um alles in der Welt nicht würde hingeben" —

Und was ist das für ein Gut?

„— Dich, bester Freund! in meine Arme schließen zu können — und in einen bessern Zustand versetzt zu werden —"

Also hast du doch Hoffnung, ein anderes Amt zu erhalten?

„Man hat es mir versprochen — Vermuthlich werde ich mein Glück auf dem Lande suchen müssen, wenn ich ruhig und zufrieden zu leben gedenke — “

Hier unterbrach Lotter unser Gespräch. „Meine Freunde! sagte er, laßt uns ein andermal hiervon mehreres sprechen; wir bedürfen alle nach unserer gemachten Reise heute der Ruhe mehr als jemals. Ehe wir uns aber zur Ruhe begeben, muß ich die Bitte, die Herr von Oppenheim an uns alle thun läßt, bekannt machen. Wir sollen nämlich Morgen gegen Mittag uns insgesammt bey ihm einfinden, und auf das Wohl der jungen Eheleute ein Glas Wein trinken, und mit einer kleinen Mahlzeit vorlieb nehmen. Der vortreffliche Herr! ich habe mich lange mit ihm unterhalten.“

Auch mich, setzte Renner hinzu, hat er mit seiner besondern Gewogenheit und Freundschaft erfreut, und er schien ein großes Vergnügen zu haben, als ich ihm so viel Gutes von dir, bester Goswin! erzählen konnte. Ja du warst fast immer der Innhalt unsers Gesprächs, und

die Fräuleins, bey denen du recht gut zu stehen scheinst, nahmen mit Vergnügen großen Antheil daran — Doch wir vergessen hierüber die Bitte Herrn Amtmanns, uns zur Ruhe zu begeben!

Dreyßigstes Kapitel.

Am Ende findet sich's alles, aber hier doch nicht ganz.

Der größte Theil des folgenden Tages wurde bey Herrn von Oppenheim zugebracht. Als wir uns Mittags zu Tische setzten, entfernte sich mein Freund Renner auf einige Minuten; kam aber nach deren Verlauf sogleich wieder zurück, und brachte die artige Rosine und ihren alten Vater in das Zimmer, wo wir uns befanden, geführt. „Wir wollen heute, nahm Herr von Oppenheim das Wort, eine doppelte Verbindung feyern. Der Herr Diakonus hier hat dieses Mädchen vor kurzem von dem Tode, der seine Arme in den Fluthen gegen sie ausstreckte, befreyt; dieß wird schon als etwas Großes in der Welt angesehen. Aber einem Menschen das Leben retten, ohne weiter darauf bedacht zu seyn, wie er dasselbe glücklich und zufrieden genießen möge, heißt doch

noch

noch nicht viel gethan. Der mächtige Gott der Liebe hat bey jenem Unfalle das Seine treulich dazu beygetragen, wie wir sehen, und beyde sind bereit, ihm heute das Opfer dafür zu bringen. Es ist kein größeres Vergnügen für den denkenden Menschen als wenn er sieht, daß hier Menschen sich glücklich zu machen bestrebt sind, dort die Unschuld und Tugend einen Beschützer und Verehrer findet, und, wenn er sieht, daß die Summe des Guten in der Welt überhaupt vermehrt wird. Diese frohen Gedanken sollen uns heute beleben und nichts soll vermögend seyn unsere Freude zu stören."

Rosinens Vater. Gott, werde ich stark genug seyn, so viel Freude und Vergnügen zu ertragen?

Renner. O ja, lieber Vater! Hat uns Gott bisher Stärke verliehen, das Ungemach zu ertragen, so wird er uns auch stark genug machen, unser gegenwärtiges Glück und alle unschuldige Freuden zu ertragen und zu genießen.

O wie lieblich ist mein Loos,
Deine Güte, Gott, wie groß!

Segne

Segne denn das theure Band!
 Heilige das Band der Liebe!
Knüpf' es fest durch deine Hand!
 Du sahst unsrer Sehnsucht Triebe,
Halfst aus Leiden und Gefahr,
 Und verziehst, was Schwachheit war.
Sprich dein kräftig Seegenswort,
 Laß uns eins seyn, hier und dort!

Jedes von uns äusserte die lebhafteste Freude, und Herr von Oppenheim, den nur zu gewissen Augenblicken ein mißmuthiger Gedanke anzuwandeln schien, war nicht nur selbst die Ursache dieses Freudenfestes, sondern er nahm auch den größten Antheil selbst daran. Bis jetzt hatte man sich nur mit meines Freundes Renner Angelegenheiten beschäftiget; nur sein ädelmüthiges Betragen in Erwägung gezogen und ihn mit Lob und Glückwünschen überhäuft. Nunmehr gewann es das Ansehen, als wenn die Reihe auch an mich kommen sollte. Alles drängte sich um mich herum und wünschte mir zu meiner Verbindung mit Wilhelminen Glück, und auf diesen feyerlichen Glückwunsch folgte die Erklärung, daß ich Herrn von Oppenheims Sohn sey. Vor Erstaunen und Verwunderung war es mir nicht

mög-

möglich, nach der Ursache, warum man mich dafür erklärte, zu fragen. „Es kann nicht seyn! man treibt seinen Scherz mit mir!“ war alles, was ich in diesem Augenblicke zu sagen vermögend war. „In diesem Falle, mein Sohn! fieng Herr von Oppenheim an, würde der Scherz am unrechten Otte angebracht seyn; nein, ich erkenne dich nicht allein für meinen erstgebornen Sohn, sondern du bist es wirklich. Denn wisse, daß ich einen guten aber auch harten und eigensinnigen Vater hatte, der meine Liebe, und deiner Mutter Liebe, die so ungeheuchelt war, durchaus nicht billigte, und sein Adelstolz unsere Verbindung auf keinem Falle zugeben wollte. Wir wurden, da es aber schon zu späte war, und eine höhere Hand unsere Verbindung seegnete, von einander getrennt. Diese Trennung aber konnte von keiner Dauer seyn, wenn nicht ein mächtigeres Wesen, das man Tod nennt, sie veranstaltet, denn wahre Liebe lag auf beyden Seiten zum Grunde. Diese reine ungeheuchelte Liebe war auch die Ursache, daß ich mein väterliches Haus verließ und den Gegenstand aufsuchte, von welchem mein ganzes Glück abhieng. Mein Wunsch wurde bald erfüllt,

aber

aber ich erfuhr nun auch, daß mich die Liebe, deren Erfindungskraft und List ich nicht leugnen werde, denn doch etwas verblendet hatte. Ich hatte auf alles, was ich von meinen Aeltern zu hoffen, Verzicht gethan, und war so unbesonnen gewesen, daß ich mich nicht einmal mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen hatte, sondern als ein Landstreicher umher irrte. Zum Glücke dauerte dieser Zustand nicht lange. Einem Mädchen das rauben, was einzig und allein sein Ruhm, seine Ehre, sein Glück ist, was ihm öfters lieber ist, als alles in der Welt, und es alsdann für sein großes Opfer ohne Trost, Ruhe und Glück seinem Schicksale überlassen — ist für mich und für jeden Gutdenkenden etwas Empörendes, ein Vergehen, das nicht vergeben werden kann. In ein solches Elend hätte ich damals ein Mädchen gebracht, wenn ich den Rath meiner Aeltern, der freylich etwas zu späte kam, hätte befolgen wollen. Ich ließ alles nach dem Gange des Schicksals und meiner Empfindungen gehen. Nachdem ich meine Eulalia wieder gefunden, entschloß ich mich, Deutschland ganz zu verlassen, und in Frankreich, wo ich noch Anverwandte hatte, mein

Heil

Heil zu versuchen. Allein kaum hatten wir eine Reise von 8 Tagen gemacht, als meine Eulalia von einem heftigen Fieber überfallen wurde, welches uns nöthigte, in der ersten besten Stadt an den Gränzen von Deutschland, wo wir uns eben befanden, eine Wohnung zu miethen. Wir brachten hier fast ein ganzes halbes Jahr zu, ehe es uns möglich war, diesen Ort wieder zu verlassen: denn das Fieber wich nicht eher, als bis meine Eulalia mir einen Knaben geboren hatte. Ich lernte gleich in den ersten Wochen meines dasigen Aufenthalts einen Mann kennen, der ein guter Freund von meinem Vater war, ihn aber seit vielen Jahren nicht gesehen und gesprochen hatte. Es freuete diesen Mann, daß ich der Sohn seines Freundes war, und ihm mancherley von ihm erzählen konnte. Ich sahe wohl, daß er meines Vaters schwache Seite kannte, und ich trug kein Bedenken, ihn mit meinen gegenwärtigen Verhältnissen bekannt zu machen. Er nahm großen Antheil an meinem Zustande und suchte mir durch sein Geld und seinen guten Rath zu helfen, so gut er konnte. Niemand ausser diesem alten Freunde meines Vaters wußte etwas

was von Eulaliens Niederkunft, denn es durfte es Niemand erfahren, da uns noch kein Priester die Erlaubniß gegeben hatte, das Glück des ehelichen Lebens zu genießen, und wir überhaupt mit Pässen und Zeugnissen der Art nicht versehen waren. Zu eben der Zeit kam dieser alte Mann mit einem Zeitungsblatte in der Hand auf meine Stube gelaufen, und meldete, daß mein Vater mir vergeben habe, daß er alles, was ich von ihm verlangt hätte, bewilligen wolle, und daß ich eiligst zu meinem Vater zurückkehren solle. Ich las diese Nachricht und fand, daß sie gegründet war. Aber mit einem ausser der Ehe gezeugten Kinde zu meinem Vater zurückzukommen, hielt' ich nicht für rathsam, und der alte Bekannte wollte es auch durchaus nicht zugeben, „denn, sagte er, hierdurch machen Sie die Sache nur desto schlimmer. Ich will Ihnen, fuhr er fort, einen Vorschlag thun, der nach meiner Meynung nicht zu verwerfen ist. Ich kenne hier in der Stadt einen Mann, der ein Schneider und ehemals Bedienter bey mir gewesen ist. Dessen Frau ist jetzt in solchen Umständen, daß sie Ihr Kind säugen und bis zu einem gewissen Alter erziehen kann.

Ich

Ich dächte, Sie übergäben diesen Leuten Ihr Kind, und reisten, da Ihr Herr Vater noch so gut gegen Sie gesinnt ist, zu ihm zurück —" Da wir diesen Vorschlag annehmlich fanden, so begaben wir uns zu diesem Manne, der unsern Willen zu erfüllen bereitwillig war. Wir bestimmten keine gewisse Zeit, in welcher das Kind wieder abgeholt werden sollte, denn das sollte erst nach meines Vaters Tode geschehen; sondern D. Krapp, das war meines Vaters alter Freund, sagte, daß er das ausgemachte Erziehungsgeld halbjährig voraus bezahlen wollte, welches ich ihm, nachdem ich wieder auf meines Vaters Güter würde angekommen seyn, vergüten sollte. Auch versprach mir dieser, auf die bessere Erziehung selbst sein Augenmerk zu nehmen, wenn das Kind erst etwas erwachsen seyn würde. Tags darauf trat ich mit Eulalien, deren Gesundheitsumstände sich von Tage zu Tage verbesserten, meine Reise zu meinen Aeltern wieder an. Diese nahmen uns mit offenen Armen auf, so sehr sie auch Anfangs unsere Zuneigung zu einander mißbilligten. Unsere Verbindung wurde auf eine sehr feyerliche Art vollzogen und alles schien recht glücklich zu gehen. Es waren kaum zwey Monate

verflossen, als ich von D. Krapp einen Brief erhielt, worinnen er mir meldete, daß bald nach meiner Abreise die Obrigkeit sich um das Daseyn dieses Kindes bekümmert habe, und in seinen Pflegevater gedrungen sey, zu sagen, woher er dieses Kind bekommen habe? Dieser habe vorgegeben, er habe es eines Morgens früh vor seiner Thüre gefunden, und aus christlichem Erbarmen habe er es aufgenommen, um es zu erziehen. Die Obrigkeit, gerührt von der guten Denkungsart dieses Mannes, habe sich für verpflichtet gehalten, ihm einen Beytrag zu der Erziehung dieses Kindes zu thun, es taufen zu lassen und ihm den Namen Heinrich beyzulegen, weil man den Namen Priskus Innocentius, den ich ihm ohne Taufe gegeben hatte, für heydnisch erklärt hätte. Er habe dieses alles müssen geschehen lassen, weil man sonst etwas anders hätte muthmassen können, wenn er etwas hierzu hätte sagen und doch den Namen des Vaters unbekannt hätte lassen wollen. Ich sahe diesen Vorfall als etwas unbedeutendes an, und schrieb D. Krappen, daß ich mit seinem Benehmen bey dieser Sache sehr wohl zufrieden sey, und empfahl mein Kind seiner fernern Aufsicht aufs beste. Ungefähr

nach

nach 9 Jahren bekam ich von einigen meiner Anverwandten aus Frankreich einen Besuch. Meine Eulalia, die vor Begierde ihren Innocentius zu sehen branute, machte sich die Rückreise meiner Anverwandten zu Nutze, und fuhr in Begleitung ihrer Schwester, die ich zu mir genommen hatte, nach N., wo unser Kind war. D. Krapp, bey dem sie einkehrten, rühmte sich überaus sehr der guten Aufsicht, die er über unser Kind hätte, und des guten Unterrichts, den er ihm auf dem dasigen Gymnasio verschafft hätte. Alle Stunden, die nicht dem Lernen gewidmet wären, wendete er zum Vergnügen auf das Buchbinden an, und seine gute Aufführung überhaupt zeichnete ihn vor allen andern aus. Die Erzählung des Doktors erfreuete Eulalien ausserordentlich. Sie nebst ihrer Schwester entschlossen sich als Landleute verkleidet ihren kleinen Buchbinder in seiner Arbeitsstube zu überraschen. Seine Tante handelte bey ihm einige Bücher für ein Pettschaft ein; welches Eulalia gewöhnlich bey sich trug, und worauf sie nur noch des Knaben Namen, der auch der meinige ist, stechen ließ. Da dem Knaben die Umschrift unbekannt war, und auch noch nicht bekannt werden durfte,

so bediente sich seine Tante einer kleinen Unwahrheit, um des Knaben Neugierde zu befriedigen, und ihm vielleicht auch eine gute Lehre zu geben, so wie sie es oft von meinem Vater hatte thun sehen, wenn Jemand die Erklärung oder den Sinn der Anfangsbuchstaben der Namen Priskus Innocentius von Oppenheim zu wissen verlangte. Vergnügt bey diesem ungleichen Eintausche, und noch vergnügter, den Knaben gesehen und gesprochen zu haben, eilten beyde wieder in des Doktors Behausung zurück, wünschten ihren Anverwandten eine glückliche Reise und traten sogleich ihren Rückweg wieder an, um nicht für diejenigen erkannt zu werden, die sie waren. Fünf Jahre lebte ich abermals in meinem Familienkreise, der sich nun schon etwas erweitert hatte, in größter Zufriedenheit. Nun aber schien eine traurige Epoche zu beginnen. Mein Vater, dem ich, seit meiner ersten Rückkehr zu ihm, nie von der Seite gehen durfte, wenn ich ihn nicht äusserst beleidigen wollte, starb, und mit seinem Tode ward ich in den Besitz eines solchen Vermögens gesetzt, wovon mir der größte Theil bisher noch ganz unbekannt geblieben war. Ich schickte nunmehr einige von mei-

meinen Leuten ab, um meinen Sohn zu mir zu bringen. Aber wie erschrack ich, als diese ohne ihn wieder zurückkamen. „D. Krapp, sagten sie, ist vor 3 Monaten gestorben und der Schneider Kattmann, meines Sohnes Pflegevater, ist wegen eines beträchtlichen Diebstals mit allen den Seinigen entwichen. Die Obrigkeit hat sich seinetwegen viele Mühe gegeben, um ihn auszuforschen, ja sie hat sogar einen Preis dem versprochen, der sichere Nachricht von seinem Aufenthalte geben könnte. Wir durften es nicht wagen, nach ihm so genau zu fragen, weil man uns leicht als Mitschuldige hätte ansehen können. So viel können wir aber mit Gewißheit sagen, daß Heinrich nicht mehr in N. ist, und daß ihn Kattmann wahrscheinlicher Weise mit sich genommen hat." Diese Nachricht wurde mir auch von andern, die ich darum fragen ließ, als Wahrheit bestätiget, und ich konnte hierbey weiter nichts thun, als die ganze Sache dem Schicksale überlassen. Wie viel traurige und unruhige Stunden mir dieser Vorfall verursacht habe, kann nur ein Vater, der sein Kind so liebt, wie ich das meinige, empfinden. Jedoch was wollen wir uns mit traurigen Gedanken beschäftigen, da

jedes von uns Freude und Vergnügen zu genießen die größte Ursache hat? Ich habe ja meinen Sohn nach einer etwas langen Entfernung wieder erhalten! Laßt uns diese Thorheit, die ich in meinen jüngern Jahren begangen, aus unserm Gedächtnisse entfernen! Dieser tolle Streich, nebst noch einem andern, ist der einzige, den ich nicht billigen kann, nämlich jetzt kann ich ihn nicht für das erkennen, was er mir damals zu seyn schien. — Aber laßt es mich aufrichtig gestehen, daß derjenige, der immer sitzt, und niemals fällt, mein Mann nicht ist — nicht seyn kann. —

Die Schrift, die wegen der Angelegenheiten meines vorigen Pachters aufgesetzt worden, ist gewiß an dem Tage deiner Abreise, an welchem du mir dieselbe überreichtest, ausgefertiget worden — nicht wahr, mein Sohn?"

Ich. Wie so? Woher diese Frage? bester Vater! Habe ich etwas darinnen versehen? — Ja, sie ist an diesem Tage kurz vor meiner Abreise, da ich den Kopf von ganz andern Dingen voll hatte, ausgefertiget worden. —

Vater. Das sahe ich wohl daran. Die Ausarbeitung ist — gut genug gerathen; aber die Vordrükkung des gewöhnlichen Innsiegels

war

war falsch, denn es war deiner Mutter ihr Pettschaft aufgedruckt, welches du als Knabe von ihr für diese Bücher, die ich dir hier vorlege, eingetauscht hattest — Diese deine Tante hier verlangte die Bücher, und sie übergab dir dafür das Pettschaft, welches du nach ihrem Wunsche so wohl aufbewahrt hast. Dieser glückliche Irrthum machte mich, da ich deine Arbeit durchsahe, äusserst aufmerksam, und ich würde ohne dieses mich nicht so genau nach deinen Lebensumständen bey deinem Herrn Landsmann — ich meyne den Herrn Diakonus Renner, erkundiget haben. Dieser gab mir von allem, was ich wissen wollte, und was ich zum Theil selbst schon wußte, die sicherste Nachricht, und ich danke dem Himmel, daß er dich wieder in meine Arme geführt hat! daß er mich es hat wissen lassen noch ehe ich sterbe, daß du ein glücklicher; tugendhafter Mann geworden; daß durch meine Thorheit die Welt keinen unnützen und — unglücklichen Mitbürger erhalten, sondern einen Mann, der durch mancherley Trübsale geprüft und geschickt gemacht worden ist, selbst glücklich zu seyn, und Glückseligkeit um sich her zu verbreiten. Wer weis, ob du unter andern Umständen

das geworden wärest, was du jetzt bist! Laßt uns die Vorsehung, die alles so wunderbar lenket, bewundern, und unter ihrer Leitung froh und zufrieden das Glück des häuslichen Lebens genießen! Ja,

Des Menschen Schicksal ist, wo wir Verwirrung finden,
Ein wundersam Geweb' von Folgen und von Gründen.
Ein Umstand, welcher schnell den Sterblichen verschwand,
Wirkt ungesehen fort, und leitet an der Hand
Vielleicht ein lachend Glück, das frohe Rosen krönen,
Vielleicht Verderben her von Vätern zu den Söhnen,
Flicht in Jahrhunderte sich ungehindert ein,
Lebt auch nach unserm Tod, und wird unsterblich seyn.

Möchte doch dein jüngster Bruder eben so werden, wie du geworden bist — aber sein flatterhafter Charakter macht mir in der That zuweilen bange — Doch heute soll uns nichts in unserer Freude stören!

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Ist doch wohl Täuschung!

Nur derjenige, der sich lange mit dem Gange der Empfindungen der menschlichen Seele beschäftigt hat, kann einigermaßen das ahnden, was ich bey der Skitze, die mir mein nunmehriger Vater von meinen frühern Lebensumständen vorlegte, empfand. Wenn ich mich nun an meine frühern Jahre und Schicksale zuweilen erinnerte und sie mit den gegenwärtigen verglich; so wußte ich in der That öfters nicht, ob ich wachte, oder ob ein Traumgesicht mich täuschte. Meine Phantasie stellte mir alles mit den lebhaftesten Farben vor, und mein Verstand schien es nicht zusammen reimen zu können. Existire ich, sprach ich zu mir selbst, wirklich in einem solchen Zustande, in welchen mich meine erhitzte Einbildungskraft wenigstens diesen Augenblick versetzt hat: o so laß mich, Regierer der Schicksale! deine Hand nie verkennen, die alles so wunderbar geleitet hat. Ist es aber bloße Täuschung, alles nur ein Phantom meiner Phantasie, womit der Unglück-

glückliche oft getröstet, aufgerichtet und — getäuscht wird: so mache diese Augenblicke zu Jahre, verlängere sie bis an das Ende meiner Tage, und ich werde mich glücklich fühlen und auch da den Urheber der Kraft nicht mißkennen, die er meinem Geiste verliehen hat! In diesen träumerischen Gedanken saß ich zuweilen ganzer Stunden lang, ohne auf das, was ausser mir vorgieng, nur die geringste Aufmerksamkeit zu haben. Daß da zuweilen ganz drolligte und unpassende Antworten auf die Fragen, die man mir vorlegte, zum Vorscheine kamen, brauche ich wohl schwerlich erst zu sagen, da jeder meiner Leser, der sich in einem solchen oder dem ähnlichen Verhältnisse befunden hat, schon selbst diese Bemerkung wird gemacht haben.

Nachdem dieser Freudentag, nebst dem darauf folgenden, verflossen, nahm mein Freund Renner Abschied von uns, und Rosine mußte nebst ihrem alten Vater, der nun eine lebenslängliche Versorgung erhielt, mit ihm ziehen. Der Amtmann Lotter und seine Familie that das nämliche einige Tage darauf. Ich lebte nun als mein eigener Herr auf meines

nes Vaters Gütern mit meiner Wilhelmine, meinen Aeltern und Geschwistern, sehr glücklich und zufrieden, doch nur eine Zeitlang, denn das Schicksal wollte noch länger sein Spiel mit mir treiben. Ich werde ein andermal, wenn mir Freund Hain die Feder nicht bald aus den Händen reißt, meinen Lesern die Zweifel, die sie vielleicht bey Lesung dieses Büchelchens gehabt haben, aus dem Wege räumen und ihnen den übrigen Theil meines Lebens, der auch als eine für sich bestehende Geschichte betrachtet werden kann, beschreiben.

Ende.

Bey Erhard und Löflund in Stuttgart ist erschienen und zu haben:

Abels, Jak. Fr. Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben, 3r Theil, 8. 790. 8 Gr.

Danz, D. W. A. F. Grundsäze des gemeinen, ordentlichen, bürgerlichen Prozesses, gr. 8. 791. 2 Rthlr.

Episoden der schlichten Vernunft aus einem Exilluminaten-Brevier, 8. 12 Gr.

Gesners, Sal. Idyllen mit der italienischen Uebersezung von Math. Procopio, 2 Theile, m. K. 8. 790. 1 Rthlr. 8 Gr.

Hauff, D. F. an ſunt officia, ad quæ hominem natura obligatum eſſe demonſtrari nequit, niſi poſita animorum immortalitate? 8. 790. 3 Gr.

Hübners, C. F. vermischte Gedichte, mit Claviermelodien, 2 Theile, 8. 790. und 791. 1 Rthlr. 8 Gr.

Kochbuch, Göppinger, oder Sammlung vieler Vorschriften von allerley Koch- und Backwerk für junges Frauenzimmer, 2 Theile, 8. 790. 1 Rthlr. 4 Gr.

Ovidische Verwandlungen, verwandelte, ad modum Blumaueri, mit Anmerkungen,, 1s bis 3s Buch, 8. 790. 18 Gr.

Schlotterbecks, J. F. Fabeln und Erzählungen nach Phaedrus, und in eigener Manier, 1s Bändchen, gr. 8. 790. 9 Gr.

Seneca von der Ruhe des Geistes, der Unerschütterlichkeit des Weisen und der Vorsehung; mit einer eigenen Abhandlung von der Zufriedenheit, von Conz, 8. 790. 12 Gr.

—— über das glückliche Leben, die Kürze der Zeit, und von der Musse des Weisen, mit Anmerkungen und einer Nachschrift von M. C. P. Conz, 8. 791. 10 Gr.

der Tannenbauer, eine wahre Geschichte, von ihm selbst beschrieben, 8. 790. 16 Gr.

Θεοφράςȣ χαρακτῆρες Ἠθικοὶ, Theophrasts Sitten-Gemälde, nebst einer Abhandlung über die Manier Theophrasts, für höhere Lehranstalten aufs neue bearbeitet, und mit einer Zugabe paralleler Charakterschilderungen aus griechischen und römischen Schriftstellern begleitet von J. J. H. Nast, 8. 791. 12 Gr.

Ueber die Liebe, meinen Kindern und jedem zärtlichen Herzen gewidmet, dessen Gefühle für Wahrheit und Unschuld noch empfindlich sind, von C. F. v. Z. 2 Thle, 8. 791. 1 Rthlr. 8 Gr.

Versuch kurzer Lebensbeschreibungen berühmter Wirtemberger, 8. 791. 10 Gr.

Unterhaltungen für Freunde der Länder- und Völkerkunde, oder Sammlung kleiner interessanter und noch ungedrukter Reisebeschreibungen, geographischer Nachrichten, Aufsäze und Auszüge, zur nähern Kenntnis minder bekannter Länder, 2 Thle, 8. 790. 20 Gr.

Skizze von Wirtemberg nebst dem Leben der zwölf Herzoge, 8. Stuttgart 792. 3 Gr.

—— dasselbe mit 12 Portraits der 12 Herzoge, 8. Stuttgart 792. 9 Gr.

Leben Herzog Christophs von Wirtemberg von M. Johann Friedrich Röslin, 8. Stuttgart 792. 8 Gr.

a Series of Master-Pieces of english Writing, collected from the best english Authors, provided with accents for the facilitating of the english pronunciation and supplied with critical and explanatory notes by E. C. P. v. Steinheil, 8. Stutg. 792. 1 Rthlr. 8 Gr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XX IX.83
VII.86
V.87
X.87 (2x)
II.88
VII.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goswin, Heinrich

Heinrich Goswin eines noch lebenden Mannes Leben und Schicksale

Stuttgart 1792

P.o.germ. 499 of
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109376-2
VD18 1532575